

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
Goldene Kindheit – Dichtung und Wahrheit.....	2
Auszug aus „Das artige Kind 1900 - 1945“	5
Elektrisches Licht – die reinste Hexerei !	6
Else	6
Meine Kindheit.....	7
De Katt un de Duven	8
Ich dachte doch, es heißt „Par-Kalle“	8
Kindheit in Reinbek	9
Asta erinnert sich.....	10
Eckart erinnert sich.....	11
Überall war Weihnachten.....	12
Wir hatten auch Tiere	13
Und daran erinnere ich mich auch noch.....	14
Von der Kleinstadt in die Großstadt.....	14
„Goldene Kindheit" - Dichtung oder Wahrheit?	16
Kindheit in Reinbek-Prahlsdorf	18
„Es ist Krieg", sagte meine Mutter.....	21
1945: Ein Sack Zucker in der Wohn-Schlafstube	21
KOLO.....	22
Als wäre das gestern.....	22
Folgschwerer Klaps	23
Zwei Klassen in einer Woche.....	23
Ein Blindgänger.....	24
Ich habe ein Huhn auf dem Gewissen	26
Eine Jacke mit Geschichte.....	26
Das kurze Leben von Paganini	27
Unkraut zupfen	27
Lotte	28
Abschied und Flucht.....	28
Endstation Reinbek	30
Kindheit nach 1945	31
Herbert Rathmann: Jugendjahre in Reinbek	31
Mathilde Weise-Minck: Kindertage in Reinbek	34
Quellennachweis:	35

Museumsverein Reinbek e. V.



Goldene Kindheit

Dichtung und Wahrheit



Begleitheft
zur
Ausstellung im Museum Rade

vom 3. Februar bis 1. April 2002
mittwochs bis sonntags in der Zeit von 10.00 bis 17.00 Uhr

Einleitung

Vor einhundert Jahren schrieb Thomas Mann seinen Roman „Die Buddenbrooks“. In Reinbek wird aus diesem Anlaß in mehreren Veranstaltungen der literarischen Lübecker Kaufmannsfamilie Buddenbrook gedacht und damit auch der Geschichte der Familie Mann, die Thomas Mann als Vorlage für den Roman diente. Die Buddenbrooks - das ist der Bericht über Aufstieg und Niedergang einer hanseatischen Familie über mehrere Generationen, also auch über Kinder und Kindheiten.

Die Beteiligten unseres Vereins gingen bei der Suche nach einem zum Buddenbrook-Jubiläum passenden Thema für die diesjährige Ausstellung im Museum Rade von der Frage aus: was bedeutete Kindsein früher? So entstand der Titel „Goldene Kindheit - Dichtung und Wahrheit“.

Die Umstände, unter denen Kinder aufwachsen oder aufwachsen müssen, sind in den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten sehr unterschiedlich und in hohem Maße von wirtschaftlichen Faktoren bestimmt. Da es die Beschreibung *einer* Kindheit nicht gibt, und jeder Mensch Erinnerungen an seine eigene Kindheit in sich trägt, kann und will diese Ausstellung lediglich mit kleinen Schlaglichtern auf die Kinder in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts blicken. Der allgemeine Text wurde teilweise aus der im vorigen Jahr in Leipzig gezeigten Ausstellung „Das artige Kind“ entnommen. Außerdem haben Mitglieder und Freunde unseres Vereins Begebenheiten aus ihrer Kindheit aufgeschrieben.

Gisela Manzel

Reinbek, im Januar 2002

Goldene Kindheit – Dichtung und Wahrheit

Hätten wir - die Mitglieder des Museumsvereins Reinbek - vielleicht „Goldene Kindheit - Dichtung oder Wahrheit“ sagen sollen? Evtl. noch mit einem Fragezeichen versehen?

Das Strahlende im Wort „Golden“, die Doppeldeutigkeit des Begriffes „Dichtung“, die Relativität von „Wahrheit“ - auch nach umfangreicher Beschäftigung mit den großen Themen können wir das nicht eindeutig beantworten.

Aber: wir machen hier den Versuch, durch einige Erklärungen und Hinweise die Neugier unserer Besucher und Besucherinnen zu wecken, über die eigene Kindheit nachzudenken und vielleicht auch mit anderen über deren Erinnerungen aus früher Lebenszeit zu sprechen.

Die Geschichtsschreibung „Kindheit“ ist ein relativ junger Wissenschaftszweig. Kindheit wurde früher erst mit dem Eintritt in Schule oder Fabrik wahrgenommen, wenn sie sozusagen „öffentlich“ wurde. Im 18./19. Jahrhundert versuchten zum Beispiel PESTALOZZI (1746-1827), FRÖBEL (1782-1852) und MONTESSORI (1870-1952) jeweils in ihrer Zeit, neue pädagogische Ansätze zu entwickeln und zu verwirklichen. Ganz neue Überlegungen veröffentlichte FREUD (1856-1939). Er entdeckte „die kindliche Seele“ und plädierte für ein Aufbrechen patriarchalischer Strukturen, gegen Kommando- und Strafsystem in der Erziehung.

Obwohl ein hoher Prozentsatz der Menschheit, der Bevölkerung, im Kindesalter ist, das lange, wichtige Jahre des menschlichen Lebens bedeutet (J. KORCZAK: Das Recht des Kindes auf Achtung), wurde die grosse Bedeutung von Kindheit erst recht spät erkannt. In Deutschland erschien die Übersetzung des Werkes „Die Geschichte der Kindheit“ von TH. ARIES erst 1975 und wurde in pädagogischen und psychologischen Fachkreisen heftig diskutiert. Aries war der Erste, der „das Kind als solches“ ins Zentrum seiner Überlegungen stellte. Es sollte schon in seinen frühen Lebensjahren, sprich in seiner Kindheit, als Wesen mit ganz eigenen, kindspezifischen Bedürfnissen betrachtet werden, nicht als Anhängsel von Erwachsenen. Die Auseinandersetzung zwischen Fachwissenschaftlern unterschiedlicher Fakultäten hält bis heute an.

Ob und wie sich frühere Kindheiten von heutigen unterscheiden, welche Ursachen und Konsequenzen das hatte - es gibt vielerlei empirisches Material und konkurrierende Theorien. Man geht davon aus, dass im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit Kindheit in der Säuglingsphase gesellschaftlich nicht wahrgenommen wurde. Kinder waren sozusagen mit der Welt der Erwachsenen vermischt. Die sogenannte „Moderne“ sah Kindheit als Übergangsphase zwischen Kleinkinderdasein und der Existenz als vollständiges Mitglied der Gesellschaft.

Das 20. Jahrhundert wird häufig als das „Jahrhundert des Kindes“ bezeichnet. Die neue Formel lautet: „... vom Kinde aus“. Das Neue zeigt sich hauptsächlich im Abwenden von Disziplinierung und Hinwendung zur Emotionalität. So neu ist dieser Ansatz allerdings nicht. GLÄSER (1919) forderte die Anerkennung des „...kindlichen Rechtes auf die eigene Persönlichkeit“. Und - wie schon oben erwähnt - hatten Pestalozzi, Fröbel u.a. verlangt, sich Einblicke in die Eigenwelt des Kindes zu verschaffen.

Die Vorstellungen, wie dies zu erreichen wäre, sind sehr unterschiedlich. Sie reichen von *stetem Vorgang der Erneuerung der Beziehungen zwischen Kind und Eltern* bis zu *es entwickelt und vollendet sich alles aus sich heraus*, ein breites Spektrum an Überlegungen, Theorien und Vorschlägen.

So werden z. B. Spiel und Spielen als Bedürfnis *und* Notwendigkeit angesehen. Im Spiel geht ein Kind auf Entdeckungsreisen und macht Experimente. Erlebnis- und Ausdrucksformen sind altersspezifisch und unterscheiden sich von denen der Erwachsenen deutlich. Im Laufe der Entwicklung wachsen Bewusstheit und Verstand und ermöglichen so das Einleben in Schule und Arbeitsleben.

Mehr und mehr fanden die „neumodischen Ideen“ Eingang in die Gedankenwelt der Erzieher im weitesten Sinne. Sie erforderten ein prinzipielles Umdenken in der Pädagogik in Elternhaus, Kindergarten und Schule. Besonderer Wert sollte z.B. auf einen behutsamen Übergang zwischen vorschulischer Zeit und Einschulung gelegt werden.

Die Wirklichkeit in den schulischen Institutionen sah meistens anders aus: Zucht, Ordnung, Gehorsam usw. waren weiterhin Erziehungsziele, Schläge wurden als probates Mittel angesehen, um dies zu erreichen.

Zur Erinnerung: bis in die jüngste Vergangenheit waren körperliche Züchtigungen nicht nur üblich, sondern wurden als richtig angesehen und erlaubt. Die gesetzliche Verankerung ihrer Strafbarkeit existiert erst seit ein paar Jahren, d.h. seit Ende des 20. Jahrhunderts. Die Rohrstock-Pädagogik gehört der Vergangenheit an. Heute geht es in der Erziehung um das Prinzip „überzeugen statt strafen“. Aus vielen Biographien erfährt man von strengsten Regeln, z. B. in Internaten, (politischen) Erziehungsanstalten oder Waisenhäusern. Pädagogik „... vom Kinde aus“ galt für diese Zöglinge wohl kaum. Es wurde viel experimentiert. Neben der Einheitsschule etablierten sich private Institutionen mit neuen Konzepten, z. B. Waldorf-Schulen. Bekanntermaßen hält das Reformieren von Reformen bis heute an.

Autobiographien zeichnen meistens ein realistisches Bild der frühen Kindheit in ihrer *historischen* Entwicklung, ein Bild der jeweiligen Gesellschaft. Anders formuliert: Familie *und* Gesellschaft sind der Hintergrund *jeder* Kindheit. So ist das 18./19. Jahrhundert geprägt von der ständischen Gesellschaftsordnung, die sich vielfältig gliedert darstellt. Sie bedeutete z. B. auch: man wird in einen bestimmten Stand hineingeboren und verbleibt in ihm bis zum Tode. Die zum Teil stringenten Regeln des jeweiligen Standes prägten vor allem die Kinder- und Jugendjahre. Unmittelbare Realität dieser Zeit war jedoch vor allem die grassierende Armut.

Mit Beginn der Industrialisierung veränderten sich Kulturlandschaft und Wirtschaftsstruktur und damit Arbeits- und Familienleben. Im bäuerlichen Bereich vollzogen sich die Veränderungen langsamer, die großen Umbrüche sind dort erst nach dem 2. Weltkrieg zu verzeichnen, z. B. bei der Jugend der Wunsch nach Stadtleben.

Die Möglichkeit, relativ gut bezahlte Arbeit (bei langen Arbeitszeiten und kaum Urlaub) in Fabriken zu finden, bedeutete vor allem für die sogenannten Proletarierfamilien massive Einschnitte in ihr privates Leben: nicht nur mehr und mehr Männer gingen einer Beschäftigung außerhalb des Hauses nach, sondern auch Frauen und Mütter arbeiteten und verdienten in den Fabriken. Das bedeutete vor allem für die Mädchen, dass sie in frühen – meist zu frühen - Jahren die Verantwortung für den Haushalt und für die Betreuung der häufig zahlreichen Geschwister übernehmen mussten. Das verhinderte nicht nur eine kindgerechte Entwicklung, sondern oft auch die Chance auf Schul- und Weiterbildung. Ein großer Teil der Kindheit spielte sich für die Kinder auf der Straße ab, sie war Spielplatz und „Erziehungsanstalt“ gleichermaßen.

Kinder erlebten ihre Mütter nicht als behütend, umsorgend, sondern als müde, überfordert - gestresst würde man heute sagen. Die Frauen waren durch die Mehrfachbelastungen (zusätzlich durch häufig rasch aufeinander folgende Schwangerschaften) gesundheitlich sehr gefährdet, die Sterblichkeit war hoch.

Für die feudalen Gesellschaftsschichten war das Ende des 2. Weltkrieges gleichzeitig auch das Ende ihrer Stellung und Privilegien. Was das für das Selbstverständnis ihrer Kinder bedeutete, kann man nur ahnen.

Wie bereits erwähnt: Kindheit war und ist stets von den dynamischen Prozessen der Gesellschaft abhängig. Der jeweils *äußere Rahmen* (z.B. Wohnung, eigener Platz, Spielmöglichkeiten, verfügbare Zeit) ist abhängig von den wirtschaftlichen Verhältnissen der Familien.

Die *Erziehungsideale* sind erstaunlicherweise in vielen Bereichen unabhängig vom gesellschaftlichen Stand der Eltern, aber selbstverständlich adaptiert an die jeweiligen realen und spezifischen Bedingungen. Von der Mitte des 19. Jh. bis in die Zeit nach dem 2. Weltkrieg galt z.B. für die Kinder der unteren und oberen Schichten:

- Kinder sind vollkommen abhängig von Eltern und Erziehern
- Vater ist Autorität und Respektsperson - sogar in armen Familien bekommt er häufig eine Extraportion Essen
- bei den Mahlzeiten herrschen absolute Ruhe und Disziplin

- die Kleidung der Kinder ist jeweils in die Kleiderordnung der Erwachsenen einbezogen
- Babys werden - ob von Mutter oder Kinderfrau - fest gewickelt, das schützt sie, und man muss nicht so viel auf sie aufpassen
- Fleiß, Gehorsam, Disziplin, Ordnung etc.: diese Erziehungsziele werden in den *höheren* Gesellschaftsschichten noch strikter verfolgt, als in den ärmeren. Dort fordern die wirtschaftlichen Verhältnisse eine engere (Arbeits-) Gemeinschaft. In höher gestellten Familien war häufig „das Personal“ (von der Erzieherin bis zur Köchin) für die Kinder der direktere und oft auch der geliebtere Ansprechpartner
- ob *hoch* oder *nieder*: Jungen und Mädchen wurden auf ihre zukünftige Rolle in der Gesellschaft getrimmt, das galt vor allem auch für geschlechtsspezifische Spiele, zum Beispiel Soldaten, Puppen etc.
- wird aber auch in Kinderbüchern und der sehr umfangreichen (Mädchen-)Literatur deutlich (Struwwelpeter, Nesthäkchen etc.)
- das *artige* Kind ist das traditionelle Leitbild nicht nur in der bürgerlichen Erziehung: Schweigen im Beisein von Erwachsenen, vor allem bei Tisch, Essen, was auf den Tisch kommt, Verwandte mit Knicks und Küsschen begrüßen, sich an Sonn- und Feiertagen „fein“ anziehen und sich nicht schmutzig machen.

Einige Aussagen zur Kindheit heute:

Die Kinder dürfen alles!

Kinder haben alles!

Sie lassen sich nichts mehr sagen!

Heißt das: Alles gut im Sinne - „vom Kinde aus“?

Ob die moderne Erziehung eine für die kindliche Entwicklung richtige und gute ist, wird sich erst nach Jahren herausstellen.

Das Thema „Goldenen Kindheit – Dichtung und Wahrheit“ ist ein schwieriges.

Golden – das ist ein verführerisches Wort und sehr relativ. Hatten/haben Königskinder oder Kinder aus sehr reichem Haus eine goldene Kindheit? Der Volksmund spricht vom „Goldenen Käfig“, sprich: von Enge und Unfreiheit. Dagegen haben z.B. Flüchtlingskinder eine warme Decke, eine warme Mahlzeit sicher als „golden“ empfunden.

Die Psychologie hat uns gelehrt, daß für Menschen nicht so sehr die „historische Wahrheit“ Einfluß auf ihr Leben hat, sondern die „persönliche Wahrnehmung“. Unter unterschiedlichem Blickwinkel erscheinen Erlebnisse in einem jeweils anderen Licht. Trotzdem bedeutet das individuelle Erleben in der Erinnerung zwangsläufig nicht eine „geschönte“ Aussage.

Dichter, Schriftsteller haben die Gabe, ihre Kindheitserinnerungen in einen literarischen Mantel zu kleiden. Sie projizieren sie auf ihre Kunstfiguren. In dieser Verfremdung können sie sich nicht nur mit den Geschehnissen auseinandersetzen, sondern sie lassen ihre Leser auch daran teilnehmen.

Wie wir wissen, ist das Thomas Mann in vielen seiner Werke gelungen. Über seinen Schlüsselroman „Die Buddenbrooks“ haben wir in diesem Jahr vieles gehört.

Lassen wir alle uns unsere „vergoldeten“ Kindheitserinnerungen nicht nehmen.

Felicitas Quiehl

Auszug aus „Das artige Kind 1900 - 1945“

Eine Ausstellung im Stadtgeschichtlichen Museum, Leipzig (2001)

Allgemeines

Während im Mittelalter alte Menschen kultisch verehrt wurden und der Titel „ehrwürdiger Greis“ höchste gesellschaftliche Wertschätzung ausdrückte, entsteht in der Neuzeit ein Kindheits- und Jugendkult. Jetzt werden der Jugend alle positiven Werte zugeschrieben, nach denen die Gesellschaft strebt. Im 20. Jahrhundert kulminiert dieser Kult - programmatisch heißt der Kunststil zu Jahrhundertbeginn Jugendstil. Kindheit und Jugend, das ist der Kern dieses neuen Denkens, verkörpern die noch ursprüngliche, unschuldige Güte und Tatkraft des Menschen, die freilich erzogen und gebändigt werden müssen.

Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts wird bestimmt durch die autoritär patriarchalische Kindererziehung einerseits und eine verstärkte Zuwendung zu den Kindern, insbesondere im privaten Bereich, andererseits. Es entstand das traditionelle Leitbild bürgerlicher Erziehung, das bis heute die Erziehungsgrundsätze in vielen Familien beeinflusst.

Das Kind in der Familie

Das wohlerzogene, artige Kind ist nicht nur Mittelpunkt, sondern auch Statussymbol in der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Familie. Bei Familientreffen, bei denen sich Verwandte und Bekannte an der festlich gedeckten Kaffeetafel in der im Alltag kaum benutzten „guten Stube“ versammeln, veranlassen die stolzen Eltern ihre Kinder, den Gästen mit Klavierspiel oder kleinen Gedichten ihre Bildungsfortschritte zu demonstrieren.

Durch die Taufe wird das Neugeborene in die Christengemeinschaft aufgenommen. Die Taufpaten begleiten die Lebensstationen ihres Patenkindes. Mit der Konfirmation endet nach der Volksschulzeit die Kindheit. In der Regel erhalten Jungen ihren ersten „richtigen“ Anzug und eine Taschenuhr. Für Mädchen ist nun die Zeit der kurzen Kinderkleider vorbei, ihnen werden meist Korallen- oder Goldkettchen und Wäsche für die Aussteuer geschenkt.

Im Kinderzimmer

Spielen im Haus mit geschlechtstypischen Spielsachen kommt der Erziehung zum artigen Kind am nächsten. Das Spielzeug spiegelt oft technische Neuerungen sowie modische und politische Zeitströmungen wider und soll helfen, gewünschte Verhaltensnormen anzuerziehen, z. B. bauen die Jungen, und die Mädchen spielen mit ihren Puppenkindern.

Als Privileg der Oberschichten entsteht das Kinderzimmer mit eigens dafür entwickelten Möbeln. Es wird schnell zum Refugium der Kinder, zu ihrem „heimeligen“ Ort. Der Ort zum Spielen und Träumen kann aber auch zum Ort der Aussperrung aus dem familiären Bereich werden, wenn das Kind z. B. mit den Worten „Geh auf Dein Zimmer!“ gezwungen wird, sich dort aufzuhalten. Viele Kinder der Mittelschichten und aus Proletarierhaushalten lernen nie ein eigenes Zimmer oder sogar Bett kennen. In der Zeit des Nationalsozialismus, in der die Kinder vorrangig in militanten Jugendorganisationen „erzogen“ werden sollen, verliert das Kinderzimmer als Ort kreativer individueller Eigenbestimmung vorerst seine Bedeutung.

Kind und Küche

Die Küche ist in vielen Familien Lebensmittelpunkt. Sinnsprüche an Handtuchhaltern wie „Trautes Heim Glück allein“ oder „Liebe geht durch den Magen“ deuten auf die angestrebte Lebensorientierung von Frauen und Mädchen hin. Der Küchentisch avanciert zum Universalmöbel. Hier wird das Essen vorbereitet, gegessen, Geschirr gespült, Zeitung gelesen, gelernt und gespielt. Dass das Kind im Haushalt mithilft, ist nicht nur eine arbeitsteilige Notwendigkeit. In der Hausarbeit begegnet den Kindern zum ersten Mal das bereits im Spiel geübte Rollenspiel der Geschlechter. Küche und

Waschhaus sind das Trainingsfeld für die Mädchen, während die Jungen eher zu Aktivitäten wie Kohlen holen, Schuhe putzen, Einkaufen oder Fahrrad putzen herangezogen werden.

Spiel im Freien

Kindliches Spiel im Freien fördert Bewegungsdrang, körperliche Ertüchtigung und soziale Kontakte ganz besonders. Beliebt sind Spiele wie „Verstecken“, „Räuber und Gendarm“, „Fischer, wie hoch ist das Wasser“, Spiele mit Ball, Murmeln, Drachen, Roller sowie Naturmaterialien. Rollenspiele wie „Vater, Mutter, Kind“ sorgen auch bei Geburtstagsfeiern im Garten für Vergnügen.

Die Straße bedeutet Freiheit, Gefahr und Abenteuer. Vor allem für Kinder aus proletarischen Familien, die in den zu engen Wohnungen nur wenige Entfaltungsmöglichkeiten haben, wird die Straße zum Spielplatz - der Verkehr ist noch überschaubar. Allerdings schränken unzählige, von Hausmeistern und Polizisten überwachte Verbote diese Freiheit ein. In fast jedem Hinterhof sind „Lärmen und Ballspiel verboten“. Die Kinder erobern sich deshalb die abgelegenen, weniger kontrollierten und oft verwahrlosten Flächen und toben sich dort aus.

In der Schule

Die Schule tritt den Kindern als gestrenge gesellschaftliche Institution gegenüber. Mehr noch als die Eltern stellt der Lehrer eine Autoritätsperson dar, die nicht selten zum Mittel der körperlichen Züchtigung greift. Neben den Zwang zum Stillsitzen und Artigsein tritt ein sich verstärkender Leistungsdruck. Die Kombination von Disziplinierungsmaßnahmen und Leistungsdruck führt am Beginn des Jahrhunderts zu einer bis dahin nicht gekannten Zahl von Kinderselbstmorden.

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts verschärft sich die quasimilitärische Schulorganisation. Festgelegte Grußformeln und eingeübte „Zackigkeit“ bestimmen den Schulalltag. Auch das sture Auswendiglernen ist vergleichbar mit dem Exerzieren auf dem Kasernenhof.

Vor allem in den zwanziger Jahren etablieren sich eine Reihe von Reformprojekten, die eine allseitige, weniger disziplin- und mehr kreativitätsbetonte Ausbildung und Erziehung der Kinder anstreben, und die strenge Trennung zwischen Mädchen- und Jungenklassen wird gelockert.

Elektrisches Licht – die reinste Hexerei !

Meine Mutter verlebte ihre Kindheit in einer Oberlausitzer Kleinstadt, dicht an der - wie man damals sagte – „böhmischen“ Grenze. Zu ihren Freundinnen zählte auch die Neumann-Ursel, Tochter eines Kunstblumenfabrikanten, der mit seiner Familie eines der modernsten Häuser des Ortes bewohnte.

Es muß Anfang der neunziger Jahre des vorletzten Jahrhunderts gewesen sein, als Mutti dort zum Kindergeburtstag eingeladen war. Noch im Alter erinnerte sie sich an diesen Tag, denn er brachte ihr die erste Begegnung mit einer technischen Neuerung, die seinerzeit noch als ganz außergewöhnlich galt: Im Hause Neumann gab es elektrisches Licht.

Meine Mutter erzählte: „Nachdem wir Kakao und Kuchen verspeist und die bei Kindergeburtstagen üblichen Spiele gespielt hatten, wurde es draußen schon langsam dunkel. Und dann kam der Höhepunkt des Nachmittags. Es wurde ein Hocker unter den für Kinder nur schwer erreichbaren Lichtschalter gerückt; wir stellten uns in einer Reihe auf, und eines nach dem andern kletterte auf den Hocker und durfte das Licht einmal an- und wieder ausschalten. Welch ein Erlebnis! Keine rußende Kerzenflamme, kein Petroleumgeruch, kein umständliches Hantieren mit dem Gasglühstrumpf. Einfach einmal drehen - und schon war es hell oder wieder finster. Uns schien das die reinste Hexerei zu sein“.

Eberhard Wagner

Else

Meine Großmutter Else wurde 1903 in Essen nur wenige Monate nach der Hochzeit ihrer Eltern geboren. Die Hebamme erklärte entschieden, dass dies ein voll ausgetragenes Kind sei und somit war

dem jungen Gatten klar, dass Else nicht seine eigene Tochter sein konnte. Ihr Kindergeschrei wollte er in seinem gutbürgerlichen Haus nicht hören, setzte sich aber dafür ein, dass Else zu liebe-vollen Pflegeeltern kam. Ihre Mutter Jette wäre bereit gewesen, Else in ein Heim zu geben.

So kam meine Großmutter nach Hamburg zu Pflegeeltern, bei denen sie an Kindes statt aufgenommen wurde. Der Kontakt zu ihrer leiblichen Mutter und deren Familie in Essen, die bald durch eine Halbschwester ergänzt wurde, riss jedoch nie ganz ab. Else besuchte auch später ihre Mutter; und der Stiefvater, ein Jalousienfabrikant, unterstützte die Pflegefamilie auch gelegentlich finanziell großzügig. So konnten diese auch ein Grundstück am Rand von Hamburg kaufen.

Doch die Pflegeeltern waren keinesfalls bedürftig. Pflegevater Albert führte eine gutgehende Kneipe in Hamburg. Wenn Else dort war, bekam sie von den Gästen oft die Bildchen aus dem Gartmann-Schokoladenautomaten. Das Album besitze ich, die jüngste Enkelin, noch heute als gut gehüteten Schatz. Auch die edle Puppe mit Porzellankopf und feinem weißen Lederkörper war kein Spielzeug eines Kindes aus armen Verhältnissen.

Dennoch hat es meine Großmutter ein Leben lang geprägt, im Sprachgebrauch ihrer Zeitgenossen ein „Kuckucksei“ gewesen zu sein. Einmal erzählte sie mir, als zehner- oder zwölfjährigem Mädchen, wie sie als Kind bei ihrer leiblichen Mutter zu Besuch war. Die Stiefschwester zeigte ihr voller Stolz ein hübsches kleines Taschenmesser. Es hatte einen Perlmuttergriff und Else bewunderte es sehr. Darauf sagte die Schwester zur Mutter: „Else hätte auch gerne so ein Messer.“ „Else braucht kein Messer“ hieß es jedoch. Als Kind spürte ich sehr genau, wie dieser Satz ihrer leiblichen Mutter meine über 70jährige Oma noch immer schmerzte.

Corinna König

Meine Kindheit

Min Mudder stammt ut Oldesloe, dor har ehr Vadder un vorher schon ehr Grotvadder een Holtentüffel-fabrik. Mit Peer un Wagen föhrn se int „Dänische“, um dor de „Holzpantoffel“ to verkäufen.

Mein Vater wurde in der Nähe des Kyffhäuser geboren. Sein Vater war Schmiedemeister und hatte einen schönen Bauernhof. Im Pferdestall hatten die Schwalben Nester gebaut und flogen durch das Fenster immer aus und ein. Meine Eltern lernten sich im Schwarzwald kennen, und in Dresden kauften sie sich ein Haus; und da wurde ich 1909 geboren.

Ich hatte eine schöne Kindheit! Alles war friedlich und ruhig! Kaum ein Auto zu sehen! Wir Kinder konnten auf der Straße spielen, den Reifen treiben, den Kreisel mit der Peitsche bewegen oder Abschlag spielen, wobei der große Nussbaum das „Mal“ war. An fensterlosen Hauswänden machten wir mit dem Ball die „Probe: 1 x rechte Hand, 1 x linke Hand, 1 x beide offene Hände. Dann das Gleiche mit den Fingerspitzen (das nannten wir „Müffchen“). Wem der Ball entfiel, der war „ab“, und der Nächste kam dran.

Da in unserem Vorort eine Kaserne war, die einen Musikzug hatte, ritten die Soldaten einmal in der Woche durch die Straßen zur Übung, hoch zu Ross, der dicke Trommler auf dem behäbigen Schimmel, der rechts und links eine Pauke überhängen hatte, erfreute uns immer besonders.

1914 kam der 1. Weltkrieg. Meine Mutter, ich und andere Frauen gingen mit Körben voll Blumen zum Bahnhof, wo die Soldaten verladen wurden. Wir schmückten sie, ihre Pferde und die Wagen mit den Blumen. Ich hatte einen großen Bruder, 15 Jahre älter als ich, wie war ich stolz, wenn er auf Urlaub kam, ich ihm entgegenlief und seine Helmtüte tragen durfte.

1915 kam ich zur Schule. „Bitte keine Zuckertüte!“ bat ich. Ich sah bei anderen Kindern: Je größer die Tüte, um so mehr Rundstücke (4 Stück 1 Groschen) waren unter der dünnen Leckerschicht. Meines Bruders spätere Braut überraschte mich mit einem „Nürnberger Trichter“. Der war gefüllt mit Naschwerk. Ob ich dadurch gute Zeugnisse brachte? Meine Eltern waren immer zufrieden.

Wir hatten eine Luftschiffhalle in der Nähe, der 1. Offizier wohnte in unserem Haus. Er nahm mich mit und ich durfte die mit rotem Samt ausgeschlagene Gondel besteigen und so tun, als ob wir fahren.

Erika Riese

De Katt un de Duven

Hüüt will ik mol verseuken, en lütt Geschicht to vertellen. De is würrklich wohr!

As ik lütt weer, harrn wi ümmer een Katt in Huus vonwegen de veelen Müüs. De Katt, de weer alltieds mien beste Speelkamerad. Dor keem an een Dag mien groote Broder op de Idee, he wull Duven hebben. Na, meen mien Moder: Katt un Duven in een Huus? Wenn dat man goot geiht!

Dor ward ja nu een Duvenslag int Dach inbuut, de ward nachts tomakt, und dat güng jo ok een ganze Wiel so hen. Denn kregen de Duven aver ok Junge. Und as mien Vader eens dags rop keem un keek in den Slag, dor sitt doch richtig mien leev ool Munz door in und leckt sik de letzten Feddern von son lütte junge Duuv ut dat Muul!

Vader ward fühnsch un grippt na so'n dicken Stock, de dor grad liggen deit, un haut de Katt een över den Puckel. To'n Unglück dröppt he er grad int Krüüz. Un dat kann keen Katt uthollen! Se bleef doot dorbi.

As ik nu den Middag ut School keem, un he mi dat vertellen de, weer ik so trurig, aver ook böös, ik sä bloots: du Möörder! to em un kunn dree Dag nich mit em snacken.

De Katt weer doch as eerste in't Huus!!

Elfriede Hewicker

Ich dachte doch, es heißt „Par-Kalle“

Geboren und aufgewachsen bin ich in der Bismarckstraße in Reinbek. Das Grundstück neben dem Haus, in dem meine Familie wohnte, war riesig groß und gehörte der Familie Heise. Es reichte von den heutigen Reihenhäusern in der Bismarckstraße bis fast zur Lindenstraße. Viele alte Obstbäume standen darauf, und da die große Villa an mehrere Parteien vermietet war, fühlte sich niemand so recht zuständig für die Pflege des Gartens. Es war das reinste Kinderparadies!

Wir konnten in dem Garten unbeschwert spielen und haben das auch reichlich getan. Große Linden standen an der Grundstücksgrenze zur Schönningstedter Straße (eine davon steht heute noch). Von einer Grotte aus konnten wir in die Bäume klettern und von dort gut die Leute beobachten, die auf dem Weg von und zur Bahn waren. Gesehen wurden wir selber aber nicht. Manchen Schabernack haben wir von da oben aus getrieben!

Ein Mieter, der in der Villa wohnte, hatte in einem Teil des Gartens ein wenig Gemüse angebaut. Einmal wuchs dort auch ein schöner großer Kürbis. Wir fanden unsere Idee, diesen auszuhöhlen und eine Kerze hineinzustellen, ganz toll. Der Besitzer fand das aber gar nicht gut, und von meiner Mutter wurde ich wegen dieses Unfugs furchtbar ausgeschimpft.

Eine große, alte Eibe (Taxus), sie gibt es immer noch, war unser Schiff. In ihren Zweigen konnten wir wunderbar schaukeln. Das ging ganz lange gut, bis man uns eines Tages sagte, eine lange leer stehende Wohnung in der Villa wäre nun neu vermietet und der Mieter würde den Garten ein bisschen beaufsichtigen. Das tat er dann auch und verbot uns das Spiel in der Eibe. Als das nicht viel nützte, zog er einfach Stacheldraht in unser „Schiff“. Oh, was waren wir wütend auf diesen Herrn „Vermietet“, wie er von nun an nur noch bei uns hieß!

Aber es fanden sich immer wieder neue Plätze, die unsere Phantasie anregten. Unter der großen Veranda der Villa war ein Hohlraum, der bei schlechtem Wetter so recht geeignet war, uns ein gemütliches Zuhause zu sein. Unsere „Sommerwohnung“ dagegen hatten wir in Fundamentresten an der Hecke zur Bismarckstraße. Zinkwannen, Teppichstücke und allerlei Übriggebliebenes, was auf dem Grundstück herumlag, konnten wir immer gut für unsere „Wohnungen“ gebrauchen.

Und dann wurde direkt gegenüber von meinem Elternhaus eine neue Straße gebaut. Ich war gerade zur Schule gekommen und so stolz darauf, daß ich schon lesen konnte. Auf dem Absperrschild der Bauarbeiter stand ganz groß geschrieben: Bau der Par-Kalle. Ganz deutlich. Ich konnte überhaupt

nicht verstehen, daß mich die größeren Kinder laut auslachten. Wie sollte das heißen? Park-Allee? Glaubte ich nicht! Ich las daraus Par-Kalle!

Als die Straße dann fertig war, wurde sie im Winter zur schönsten Rodelbahn, die man sich vorstellen kann. Mit mehreren Schlitten zusammengebunden kamen wir von der Bismarckstraße bis zum Bahnhof! Irgendwann streuten aber die Gemeindearbeiter immer die Sophienstraße mit Sand. Das war jedoch kein Hinderungsgrund für die Jungs. Sie holten einen Besen und fegten den Sand weg. Und weiter ging die Schlittenfahrt!

erzählt von Martha Klempau, geb. 1920, (aufgeschrieben von Gisela Manzel)

Kindheit in Reinbek

Das muß so in den zwanziger Jahren gewesen sein, als noch nicht alles und jedes bis in die letzten Einzelheiten geregelt war. Damals fing bei uns Sylvester nach dem 2. Weihnachtstag an. Klimmek hatte seine Drogerie zwischen der alten und neuen Bäckerei Vollrath, neben Frisör Lübbers, dort, wo später Hinz seinen Plünnenladen hatte. Wenn da der Verkauf von Knallzeug begann, dann war Sylvester. Das Schaufenster war mit Luftschlangen dekoriert und reizte zum Kauf. Die Schaufenster hatten innen Schwitzwasserrinnen mit 2 oder 3 Bleiröhrchen, durch die das Wasser nach außen ablaufen konnte. Im Laden standen unterhalb des Fensters Kanister und Kannen mit Waschbenzin, Petroleum, Terpentin und u.ä.

Jungs sind erfinderisch. Einer der großen hatte eine Idee. Er steckte einen sprühenden Schwärmer in eines der kleinen Bleiröhrchen. Im Schaufenster gab es ein tolles Feuerwerk. Wir anderen Jungs standen alle auf der anderen Straßenseite bei Schlachter Troll und hatten damit natürlich überhaupt nichts zu tun.

Und dann erschien die Obrigkeit, der wir sonst immer weit aus dem Wege gingen: die Reinbeker Polizisten Jessel und Jarchow. Zack, waren die Großen verschwunden! Wir Kleinen hatten alle ein reines Gewissen. „Wie heißt Du? Wer war das?“ „Keine Ahnung!“ Es gab noch Nachfragen in der Schule, aber soweit ich weiß, ist diese Begebenheit unter „ungelöste Fälle“ abgelegt worden.

In Reinbek gab es in den 20er und 30er Jahren den Maurermeister Bleus. Der wohnte in der Schönningstedter Straße. Heute gehört das Haus Hannchen Timm, früher Wirtin von der „Schmiede“. Bleus baute damals ans Haus einen kleinen Lebensmittelladen mit dem dazu gehörenden Treppenaufgang an. Rechts und links von dieser Treppe montierte er je einen kleinen Automaten. Wenn man oben Geld reinsteckte, kam unten Schokolade raus, also alles ganz normal.

Jeden Morgen und jeden Mittag, auf dem Weg zur oder von der Schule, mußte Prahlsdorfs heranwachsende Jugend an diesen neuen, aufreizend gelb lackierten Automaten vorbei. Automaten gab es noch nicht so häufig, also Grund genug, sich damit ernsthaft zu beschäftigen. Einer fand dann auch bald die Lösung des Problems: Steckte man oben Geld rein, kam unten Schokolade raus. Klopfte man aber mit der Hacke unter den Automaten, dann kam unten Schokolade *und* Geld heraus! Das war für damalige Insider die vorweggenommene Erfindung der Selbstbedienung.

Irgendwann fiel dem Maurermeister natürlich auf: die Automaten immer leer und fast nie Geld drinnen? Er legte sich auf die Lauer und hatte Erfolg. Drei Knaben wurden geschnappt und an die Schule gemeldet. Mit Hilfe des parat liegenden Rohrstocks wurde weiter ermittelt und der Täterkreis erheblich erweitert. Das Ende vom Lied? Alle mußten sich mit Namensnennung bei Herrn Bleus entschuldigen und sich dieses schriftlich bestätigen lassen und das Schriftstück in der Schule abgeben. Herr Bleus war mit dem Herstellen der Entschuldigungen rund 2 Stunden beschäftigt.

In der Schönningstedter Straße wohnte Heinrich Schulz, ein ortsbekannter Gärtnermeister mit einem tollen Rauschbart und deshalb nannten wir Kinder ihn auch „Haarich“. Er sah hervorragend aus und war bei uns zu Haus auch immer der Weihnachtsmann. Wo heute der Jahnckeweg ist, waren früher Schrebergärten und später ein Sportplatz, wo im Sommer Handball- Fußball- und Faustballspiele stattfanden. Seine Gärten hatte Herr Schulz zu diesem Gelände mit einer Lebensbaumhecke abge-

grenzt. Interessant wurde es für uns erst hinter dieser Hecke. Da standen seine Obstbäume und Erdbeeren. Über Ertrag und Reifegrad waren wir immer im Bilde. Wenn er uns erwischte, war er nicht zimperlich, aber zu Hause beschwert hat sich keiner von uns.

Und dann das Schützenfest! Zu damaliger Zeit war es das Ereignis des Jahres. Worauf man sich bis in die letzten Jahre des Festes mit ziemlicher Sicherheit verlassen konnte, das war das Regenwetter. Damals gab es so gut wie keine Autos, die Wohn- und Gerätewagen der Schausteller kamen mit der Deutschen Reichsbahn auf dem Reinbeker Güterbahnhof an und wurden per Gespann in die Loddentalallee transportiert. Das Tal war damals ein ganz normaler Waldweg, und nur die Einfahrt von der Hamburger Straße aus war ungefähr 25 m mit Kopfsteinen gepflastert. Je nach Wetterlage war hier für Normalbespannung Schluß. Die Wagen saßen bis an die Achsen fest. Die Firma Hans Puls hatte dann meistens schon 4 oder 6 Gäule im Tal und wenn das nicht reichte, kam Lohmeier mit seinen schweren Belgiern zur Hilfe. Mindestens 8-spännig wurden die Wagen mit viel Geschrei und Peitschenknallen durch die Loddentalallee gejagt. Das war was für uns Jungs. Jeden Tag nach der Schule - ab ins Schützentäl. Das Leben in den Wohnwagen erinnerte uns an Zigeuner und kam uns exotisch oder wenigstens ungewöhnlich, aber sehr interessant vor.

Hans Fischer, geb. 1919

Asta erinnert sich

Meine Kindheit verlebte ich in einem kleinen Ort mit 3000 Einwohnern, der zwischen Hamburg und Lübeck liegt. Unser Klassenlehrer in der Grundschule war gleichzeitig Organist der Kirche. Er spielte bei den sonntäglichen Gottesdiensten und auch zu Hochzeiten und Beerdigungen die Orgel.

Es mag 1937 gewesen sein, damals war ich 10 Jahre alt, als sich unser Lehrer zehn gesangbegabte Mädchen aus der Klasse aussuchte, um einen Mädchenchor für die Kirche zu gründen. Wir mußten häufig nachmittags nach der Schule üben, und eines Tages war unser erster Auftritt. Unterstützt von leisem Orgelspiel sangen wir gemeinsam bei einem Gottesdienst. Wir begleiteten dann auch die weihnachtlichen Krippenspiele mit unserem Gesang.

Hauptsächlich haben wir aber bei Beerdigungen gesungen. Drei Lieder mußten während der Trauerfeier gesungen werden. Im Sommer 1938 starb ein wohlhabender Bauer im Nachbardorf. Der Kirchenchor wurde bestellt, und wir mußten bei großer Hitze den weiten Weg von 4 Kilometer zu Fuß hin und auch wieder zurück gehen. Der Verstorbene war im besten Zimmer des Hauses aufgebahrt. So etwas hatten wir noch nie gesehen und waren völlig unvorbereitet, als wir den Toten im offenen Sarg liegen sahen. Wir waren dem Umfallen näher als dem Singen. Vielleicht hat uns der versprochene Lohn aufrechterhalten.

Unser Lehrer bekam für jeden Auftritt, ob Beerdigung oder Hochzeit, den er mit uns Chormädels veranstaltete, 20 Reichsmark. Davon bekamen wir Sängerinnen jede eine Mark, der Lehrer behielt den Rest. Für beide war das eine Menge Geld damals. Bald nach Beginn des Krieges 1939 wurde unser Lehrer zum Militär eingezogen. Einige Auftritte machten wir noch ohne ihn, dann löste sich der Mädchenkirchenchor auf.

Wir wohnten in der Nähe der Kirche und des Pastorats. Dem Pastor, ein für uns älterer Herr, gehörte ein großer Garten. Der Pastor war sehr gutmütig und so konnten wir seinen Garten in unser Spielgebiet einbeziehen. Er veranstaltete mit uns Kinderstunden und oft versteckten wir uns im Garten wenn er uns rief. Mitunter stiegen wir in den großen Nußbaum und saßen ganz oben mucksmäuschen still. Irgendwann kamen wir dann natürlich doch herunter und gingen ins Pastorat in die Klasse und fragten ganz unschuldig, warum er uns denn nicht gerufen hätte. Unsere Schule hatte keine eigene Turnhalle. Wenn wir nach dem Stundenplan Sport hatten, mußten wir etwa 800 Meter zu Fuß zur Turnhalle des Sportvereins gehen. Die Turnhalle war eine alte umgebaute Scheune. Auf dem Weg zur Turnhalle trafen wir häufig einen Jungen. Ich habe mich immer gewundert, daß er nicht zur Schule gehen mußte. Irgendwann habe ich dann nachgefragt und bekam zu hören: Das ist der Jude Cohn. Mehr erfuhr ich auf meine ständigen Nachfragen nicht. Erst sehr viel später habe

ich begriffen, daß man diesen Jungen aus der Gemeinschaft ausgegrenzt und ihm damit einen Teil seiner Kindheit und Jugendzeit genommen hatte.

Asta Bünning

Eckart erinnert sich

Wir wohnten mit den Großeltern zusammen in einem Haus. An den Winternachmittagen ging ich gerne zu ihnen. Oma konnte gut erzählen und Opa hielt viel von der Homöopathie. In einem Kasten hatte er viele kleine Flaschen mit Arzeneikügelchen oder Flüssigkeiten. Dr. Wilmar Schwabe stand darauf mit einem Konterfei. Man konnte die Fläschchen gut in einen kleinen Karton einpacken und als Schiff oder Wagen zu allen möglichen ausgedachten Stellen über den Fußboden schieben. Außerdem hatte Oma immer etwas „Schönes“, einen Bratapfel oder ein Stück Quittenbrot und ausnahmsweise mal ein Stück braunen Kandis. Bratäpfel, besonders die Boskop aus dem eigenen Garten, die im Keller gelagert wurden, waren oft sauer, das mochte ich nicht so gerne. Oma streute etwas Zucker darauf, dann war es schon besser, besonders, wenn ein kleines Zuckerklümpchen dabei war. Oma kaufte den Zucker beim Krämer nicht lose, sonder als Zuckerhut. Der wurde zerschlagen, die Brocken kamen an die Speisen und der Grus wurde als Streuzucker verwendet.

Ich mag vielleicht 4 Jahre alt gewesen sein, so um 1930 herum, da ging man noch sehr sparsam mit dem elektrischen Licht um. Wenn es schummerig wurde, erzählte Oma erst Geschichten, dann wollte ich aber spielen und quengelte: Oma, steck doch das Licht an. Erst wollen wir noch ausgucken und sehen wer auf der Straße geht, meint sie. Inga, ein großes Mädchen mit dem ich gelegentlich draußen spielte, ging vorbei, wir winkten uns zu. Dann kam Herr Bumann, unser Nachar, von der Arbeit, mal kam jemand mit dem Fahrrad, der in Wolkenwehe wohnte und nach Hause fuhr. Schließlich aber kam der Laternenmann. Die Straße wurde mit einigen Gaslaternen beleuchtet. Sie wurden jeden Abend eingeschaltet und morgens wieder gelöscht. Der Mann hatte eine lange Stange dabei und zog damit an einem Hebel, der oben an der Laterne angebracht war, darauf ging das Licht an.

Soweit war das ja ein guter Zeitvertreib gewesen, aber ich bat dann doch darum, das Licht anzuschalten. Ja, sagte Oma, wenn bei Bäcker Höfert das Licht angeht, machen wir es auch an. Höfert hatte eine Bäckerei gegenüber. Der Laden war nicht erleuchtet. Wenn ein Kunde kam, schepperte die Glocke an der Tür und Frau Höfert kam und machte Licht an. Der Kunde wurde bedient, verließ den Laden und das Licht wurde wieder ausgeschaltet.

Ich stand am Fenster und beobachtete die vorübergehenden Leute. Viele waren es nicht auf der stadtauswärts gelegenen Straße. Dann ging aber doch einmal jemand zum Bäckerladen, ich paßte auf wenn das Licht anging und sagte sofort Oma Bescheid. Sie ließ sich aber Zeit und inzwischen hatte der Kunde den Laden schon wieder verlassen und das Licht ging aus. Also blieb es auch bei uns dunkel. Gegen halb sechs kam Opa, dann wurde Licht angeschaltet und ich konnte spielen.

Eckart Bünning

Überall war Weihnachten

Schon in der Adventszeit war die Vorbereitung auf Weihnachten für uns Kinder spannend. Auf der Fensterbank lag an jedem Tag eine Süßigkeit, die aber aufbewahrt werden mußte bis zum Fest. So hatte jedes Kind dann Weihnachten seinen „Bunten Teller“. Erst dann durfte davon gegessen werden. Darauf wurde streng geachtet.

Am Hl. Abend saßen mein Bruder und ich immer auf der Schuhbank in der Küche und warteten ungeduldig, bis Vater mit einem Glöckchen klingelte. Mutter saß dann am Klavier und spielte „Ihr Kinderlein kommet“. Wir sangen dann auch andere Weihnachtslieder und sagten unsere Gedichte auf. Vater las die Weihnachtsgeschichte und es wurde gebetet. Dann war endlich Bescherung! Wir bekamen Handschuhe und Schals oder Mützen und einmal bekam ich einen Puppenwagen, in „grün“, der war wunderschön. Und eine Gliederpuppe mit blondem Haar.

Das hatte sie aber nicht allzu lange an diesem Abend, denn mein Bruder mußte unbedingt im Puppenkopf nachschauen, wie das mit den Schlafaugen funktionierte! Gottlob gab es Puppendoktoren, die so etwas wieder reparieren konnten.

Die Großeltern aus Ostpreußen schickten zu Weihnachten immer per Express eine geräucherte Spickgans und Pfefferkuchen, die mit echtem Lindenblütenhonig gebacken waren. Einfach herrlich!

Unsere Geschenke zu Weihnachten waren viel bescheidener als man das heute gewohnt ist. Einen bunten Teller für jedes Kind mit einem dicken Marzipanstück und nützliche und praktische Dinge gab es. Unser Tannenbaum war bunt mit viel Lametta, Süßigkeiten, Äpfeln und Glanzpapier geschmückt. Einmal versuchten wir von ganz oben aus dem Baum einige Süßigkeiten zu nehmen und haben dabei den ganzen Baum umgerissen.

Vor Weihnachten verschwanden mal meine Puppen, um dann neu eingekleidet unter dem Tannenbaum zu liegen, dann die Puppenstube, die dann neu eingerichtet mit Teppichen, Gardinen, Bettwäsche, Kissen oder Decken am Hl. Abend wieder da war.

Unser Tannenbaum war immer ganz in weiß geschmückt, mit weißen Kerzen und silbernen Kugeln und mit Kringeln. Es war meine Aufgabe, am Abend vorher an den Kringeln Fäden zu befestigen. Die zerbrochenen Kringel durfte ich dabei aufessen. Aber nur diese! Es wäre nicht gut gewesen, wenn ich dabei ein wenig nachgeholfen hätte! Am Hl. Abend gab es Karpfen und die Eltern erlaubten sich eine Flasche Wein. Wir Kinder bekamen nicht wie sonst Saft, sondern eine Brause.

In der Goetheallee wohnte die Familie Dobbertin (heutiges Victor-Gollanz-Haus). Jedes Jahr mußte mein Vater, der Gärtner war, schon einige Tage vor Weihnachten mit zwei weiteren Handwerkern in die Villa kommen und die ganze Halle weihnachtlich schmücken. Es wurden Tannenwände errichtet und die Hl. Familie aufgestellt, die Figuren waren 1 bis 1,5 m groß. Der Tannenbaum, immer mindestens 3 m hoch, wurde mit einem Zentner Salz bestreut. Das glitzerte wunderschön! Noch bis zum Krieg (1939) hat mein Vater dort diese weihnachtlichen Vorbereitungen gemacht.

Wir hatten einen schönen Tannenbaum und der Vater sang mit der Familie „Heilige Nacht auf Engelsschwingen“. Dann tanzten wir um den Baum. Geschenke bekamen wir auch: warme Hauschuhe zum Beispiel. Am Hl. Abend gingen wir zur Kirche.

Wir hatten in meinem Elternhaus Pferde, die auch wissen sollten, daß Weihnachten war und darum von meiner Mutter immer Extrafutter bekamen. Mutter hat dann mit den Tieren gesprochen und die Pferde haben dabei dann immer mit dem Kopf genickt. Ich habe als Kind ganz fest geglaubt, daß sie sich damit für das Weihnachtsfutter bei der Mutter bedankten.

Hl. Abend war ja damals noch ein Arbeitstag. Mein Vater kam darum an diesem Abend oft spät nach Hause, er war Lok-Führer. Darum gab es bei uns dann auch immer Kartoffelsalat und Würstchen, damit die Essenvorbereitungen nicht so lange dauerten. Einmal schickte uns meine Mutter noch zur Post, um die Weihnachtsbriefe wegzubringen. Und als wir nach Hause kamen, war der Vater schon

da. Er war früher gekommen als erwartet. Es war die schönste Weihnachtsüberrraschung die man sich denken kann!

Hi. Abend gingen wir immer in die Kirche das war ein Fußweg von 1 Stunde. Aber es war immer wunderschön durch den Abend zu gehen, den Himmel mit dem Mond und den Sternen anzuschauen und sich auf Weihnachten zu freuen. Noch heute ist das für mich eine der schönsten Erinnerungen an meine Kindheit!

Erzählt von den Mitgliedern der „Frauenhilfe“ der ev.-luth. Kirchengemeinde Reinbek-Mitte
(aufgeschrieben von Gisela Manzel)

Wir hatten auch Tiere

Mein Bruder hatte ein Aquarium mit Goldfischen, das hatte er sich in der Schule „verdient“. Und das kam so: Die Schule hatte Krokodile, richtige, lebendige. Und die mußten ja auch fressen. Mein Bruder und seine Freunde fingen nun regelmäßig Frösche als Krokodilfutter und bekamen dafür nach und nach ein Aquarium, Pflanzen und Goldfische geschenkt. Noch nach dem Krieg hatten wir dieses Aquarium, mein Bruder war damals schon tot, gefallen im Krieg.

Meine Oma lebte zu dieser Zeit bei uns. Sie dachte in einem Winter, daß die Goldfische in dem kalten Wasser wohl frieren würden und stellte Kerzen unter das Becken. Was dann geschah, läßt sich denken: das Becken platzte und Wasser und Fische ergossen sich auf den Fußboden. Die Fische überlebten danach in einem Einmachglas und bekamen später ein neues zuhause. Omas entsetzter Ausruf bei dem Malheur: „Oh Himmel, oh Welt, oh bestes Kind“ sorgte noch lange in der Familie für Heiterkeit.

Wir hatten als Kinder keine Fahrräder. Aber ein Pony und einen kleinen Wagen. Damit konnten wir dann auch unsere Großeltern besuchen. Es war ja immer derselbe Weg und das Pony kannte ihn bald. Und es wußte auch ganz genau, warum es immer an einer Brücke stehen blieb und nicht zu bewegen war, weiterzugehen. Einmal hatte es hier nämlich von einem Bekannten ein Stück Zucker bekommen und von nun an wollte es immer eins haben, wann immer wir da auch vorbei kamen.

Wir hatten Ziegen. Die gaben teilweise bis zu 8 l Milch am Tag. Ich kannte auch nur Ziegenmilch, sie schmeckte mir wunderbar. Es wurde daraus auch Pudding gekocht und Eis gemacht. Ja, Eis! Das schmeckte toll. Mit dem Paddelboot fuhren wir im Sommer in die Stadt, wo es jemanden gab, der aus Pudding - bei uns aus Ziegenmilchpudding - Eis machen konnte. Wenn es fertig war, wurde es in Brockeneis gepackt und wir paddelten eilig zurück, wo zuhause am Ufer schon die anderen warteten, die sich dann das Eis richtig gut schmecken ließen.

Einmal hatten wir auch Zicklein. Damit es dazu kam, mußte mein Vater mit unserer Ziege zum Bock fahren. Er lieh sich dafür von seinem Chef einen alten DKW. Das Auto roch dann noch Wochen später recht streng! Aber zu Ostern waren die kleinen Ziegen da. Waren die niedlich. Zu unserem großen Bedauern mußten sie dann aber auch irgendwann geschlachtet werden.

Meine Großmutter hatte ein Henne, die legte ihr Ei nur in ihren Schoß. Wenn Oma einmal nicht da war, spielte das Tier total verrückt. Es war dann immer sichtlich erleichtert, wenn Oma sich nach ihrer Rückkehr auf die Bank setzte, es in den Schoß flattern konnte und sein Ei dort los wurde.

Erzählt von den Mitgliedern der „Frauenhilfe“ der ev.-luth. Kirchengemeinde Reinbek-Mitte
(aufgeschrieben von Gisela Manzel)

Und daran erinnere ich mich auch noch

Alle hatten früher ein Poesie-Album. Die Mädchen gaben sich immer richtig Mühe, schöne Sprüche hineinzuschreiben. Und die Jungen? Die machten es sich häufig recht einfach. Es stand schon manchmal von ihnen kurz und knapp geschrieben darin: „Bete und arbeite“.

Ich hatte auch als Kind schon eine recht tiefe Stimme. Lehrer Brütt hatte mir deshalb verboten, in der Klasse mitzusingen. Dann bekamen wir Herrn Lentfer im Singen. Der kannte mich ja nicht und so sang ich einfach mit. Er stutzte, kam zu mir hin und sagte dann: „Donnerwetter, du singst ja wie eine Nachtigall“. Ich war glücklich und durfte von da ab immer mitsingen.

Wir waren 5 Kinder, alle zwei Jahre auseinander, geboren zwischen 1912 und 1920. Einmal im Jahr kam eine Schneiderin ins Haus, die für die Mutter und uns vier Mädchen aus dem gleichen Stoff und Schnitt Kleider nähte. Zur Konfirmation bekam ich als Älteste ein Samtkleid. Die nächste Schwester trug es auch bei ihrer Konfirmation, jetzt verziert mit einem Spitzenkragen. Auch die Dritte von uns Mädchen mußte es noch tragen. Dann sollte der Bruder konfirmiert werden, und Mutter beschloß, daß er aus dem Samtkleid eine Hose bekäme. Das war zuviel für ihn. Er protestierte so heftig, daß es ihm erspart blieb, und er seine Konfirmation in einer Jungvolkuniform be-gehen durfte.

Als meine Freundin und ich einmal eine Fahrt nach Leipzig machten, kauften wir uns denselben Stoff für ein Kleid. Und als die Schneiderin in dem Jahr wieder ins Haus kam, bestand ich darauf, daß uns beiden die gleichen Kleider genäht wurden. Meine Mutter war entsetzt. Das gleiche Kleid mit der Freundin und nicht mit den Schwestern. Nein, sowas auch!

Erzählt von den Mitgliedern der „Frauenhilfe“ der ev.-luth. Kirchengemeinde Reinbek-Mitte
(aufgeschrieben von Gisela Manzel)

Von der Kleinstadt in die Großstadt

Als meine Familie im Jahre 1936 nach Hamburg zog, war ich 9 Jahre alt. Mein Vater war Zollbeamter und wurde nach 4jährigem Aufenthalt in Neustadt/Sachsen an das Hauptzollamt im Hamburger Freihafen versetzt. Er ging zunächst allein auf Wohnungssuche für die sechsköpfige Familie und machte uns bald durch Briefe neugierig auf die Großstadt. Begeistert beschrieb er die neue, luxuriöse 4 ½-Zimmer-Wohnung mit elektrischem Licht, Badezimmer und 2 Balkonen in Hamburg-Rotherbaum. Er pries die Attraktivitäten Hamburgs wie Außenalster „Planten un Blumen“, Tierpark Hagenbeck, die Museen und vieles mehr. Aber am meisten schwärmte er vom Hafen, der Elbe, der Speicherstadt, den vielen Kanälen und Fleeten. So blickten wir erwartungsvoll dem Umzug von der idyllischen sächsischen Kleinstadt nach Hamburg entgegen.

Wir lebten uns alle rasch in die neue Umgebung ein. Unser Wohnviertel lag in der Nähe des Damm-torbahnhofes, es herrschte nur auf den Hauptstraßen reger Verkehr. Wir Kinder konnten auf den Seitenstraßen spielen oder auf dem benachbarten Bornplatz, der heute mitten im Universitäts-campus liegt. Ich wurde für ein paar Monate in der Volksschule Kielortallee eingeschult und wechselte dann auf das Gymnasium, die jetzige „Helene-Lange-Schule“. Ich war überglücklich, denn in Sachsen hätte ich ein Internat besuchen müssen, weil es im Städtchen an der tschechischen Grenze keine weiterführenden Schulen gab. Mir wäre die Trennung von Eltern und Geschwistern sehr schwergefallen; ich liebte sie anhänglich, auch wenn sie mir (und die ewige Unruhe im Haus) zuweilen auf die Nerven gingen!

Noch mehr nervte mich allerdings die strenge Erziehung meines Vaters. Im Gegensatz zu meiner Mutter, die uns Rasselbande mit Temperament und herzlicher Burschikosität in Schach hielt, war mein Vater der typische Preuße - mit Prinzipien. Er selbst war ein philosophisch veranlagter, gebildeter Mann, strebsam und ehrgeizig, der von seinen Kindern Disziplin, Gehorsam, Pünktlichkeit und absolute Wahrheitsliebe erwartete. Wie habe ich seinen Lieblingssatz: „Haltung, mein Kind...“ gehasst, wo ich doch so gerne lachte, alberte und phantasierte!

Unsere Wohnung in der Dillstraße lag mitten im Grindelviertel, wo damals viele jüdische Familien wohnten. Es gab größere jüdische Geschäfte in der Hauptgeschäftsstraße, aber auch kleinere, koschere Läden, vor allem aber die zentrale „Talmud Tora Schule“ uns gegenüber am Grindelhof und die Hauptsynagoge am Bornplatz. Wir liebten die imposanten Gebäude der Jahrhundertwende, bewunderten den orientalisch anmutenden Kirchenbau und wunderten uns nicht über die seltsam aussehenden Rabbiner und Kirchgänger. Für uns „Landpomeranzen“ waren sie genau so exotisch wie die herausgeputzten Damen und Herren auf dem Jungfernstieg, farbige Matrosen oder chinesische Artisten im „Zirkus Busch“. Die Synagoge wirkte sehr geheimnisvoll auf meine jüngere Schwester Edith und mich. Fast täglich liefen wir an ihr vorbei zu unserem Spielplatz am Bornpark. Wir wagten uns bis an die große Tür, lernten Rollschuhfahren auf dem großen gepflasterten Vorplatz, aber ins Innere zu schauen trauten wir uns nicht.

Meine Eltern versuchten notwendigerweise, uns auf die anderen Sitten und die Lebensweise der jüdischen Nachbarn hinzuweisen oder uns aufzuklären über den aufkommenden Antisemitismus unter der nationalsozialistischen Herrschaft. Aber wir waren noch zu jung, um nähere Auskünfte zu erbitten oder die politische Situation zu hinterfragen. Wir beobachteten, wie die Kontakte zu den jüdischen Nachbarn loser und später ganz unterbunden wurden, als der Judenstern getragen werden musste. Die Zwangsräumung von Wohnungen in der Nacht oder die Deportation von jüdischen Nachbarn haben wir nicht als Augenzeugen erlebt. Wohl aber traf meine Mutter eines Tages eine ehemalige Nachbarin, als diese auf der Straße als Häftling Schneeschippen musste. Couragiert wie immer ging Mutti auf die abgehärmte Frau zu und fragte: „Was machen Sie denn hier, Frau Sauerbrei? Haben Sie Hunger? Hier ist ein Rundstück.“ Meiner Mutter wurde nach ein paar Tagen vom Blockwart der NSDAP, einem gutmütigen, älteren Herrn, eindringlich erklärt, dass ihr Verhalten nicht nur verboten sondern gefährlich für die gesamte Familie sei. (Dieser Mann wurde dann im Kriege der menschlichste, zuverlässigste Betreuer vieler Hausgenossen bei Luftangriffen!)

Zwei Erlebnisse aus den Jahren 1937/38 haben bei mir besonders tiefe Spuren hinterlassen.

1.) Mit meiner Schwester und Freundinnen wollten wir wie üblich zum Spielplatz laufen zum Klettern, Toben, Seilspringen oder Murmeln. Verdutzt blieben wir vor einem neu errichteten Schild stehen: „Betreten nur für Arier“ (o.ä.) stand darauf. Großes Beratschlagen: Was bedeutet das? Lieber zu Hause nachfragen. Ich klingelte von unten und schrie fragend: „Mama, sind wir adelisch?“ Meine Mutter fühlte sich veralbert und rief zurück: „Nö, wir sind kein Adel.“ Aber es bedurfte der näheren Erklärung, und sie kam mit zu dem ominösen Schild. „Ach so, ja, ihr seid arisch. Ihr dürft hier bleiben.“ So durften wir weiter auf dem Kletterbaum hocken und in den Nachmittag hineindösen - im Gegensatz zu nichtarischen Kindern!

2.) Es war der 9. November 1938. Wir wurden nachts durch lautes Gegröle, Krachen, Splittern und Gejohle aus dem Schlaf gerissen. Erschrocken wagten wir uns mit den Eltern auf den Balkon und sahen mit Entsetzen, wie eine Horde Männer die Synagoge mit Steinen bewarf, die Laternen und Fenster zertrümmerte, die Kirchentür eintrat und ins Kircheninnere stürmte (ob sie alle uniformiert waren, erinnere ich nicht mehr). Das Inventar wurde zerschlagen, die Kultgeräte zerstört oder gestohlen - es herrschte das totale Chaos. Mein Vater schickte uns zu Bett, aber schlafen konnten wir nicht vor Aufregung. Erst am nächsten Tag erfuhren wir, was geschehen war. Die Nationalsozialisten hatten durch antisemitische Propaganda das Volk aufgehetzt und zum Sturm auf jüdische Geschäfte und Einrichtungen aufgerufen. Das Geschehen ging unter dem Begriff „Kristallnacht“ in die unrühmliche Nazigeschichte ein. In der folgenden Nacht wurde die Synagoge angezündet und brannte ab. Mein Bruder nutzte als Vierzehnjähriger die Gelegenheit und schlich sich mit ein paar Freunden in das verwüstete Gebäude. Sie trampelten in den Trümmern umher, spielten aus Jux und Abenteuerlust verrückt - es merkte eh keiner! Zu allem Übel klaute mein Bruder ein Liederbuch, nahm es mit nach Hause und ließ es unbedacht irgendwo liegen, bis mein Vater es entdeckte. Sein Zorn kannte keine Grenzen, er beschimpfte seinen zerknirschten Sohn - und uns Mädchen gleich mit -, drohte wie schon öfter mit Heim oder Erziehungsanstalt. Meine Mutter konnte nur mühsam unüberlegte Handlungen verhindern. Jedenfalls gab es erst einmal Stubenarrest für alle.

Mir tat mein Bruder, zu dem ich als mittlere Schwester das beste Verhältnis hatte, sehr Leid. Der hatte doch mit Politik nichts am Hut! War es nicht nur ein Dummer-Jungen-Streich gewesen? Mein Bruder wurde übrigens nicht fortgeschickt, er musste nur am nächsten Tag das Liederbuch zurückbringen. Ich nehme an, dass er es nur wutentbrannt in die Trümmer der Synagoge geworfen hat.

Ursula Dietrichs, geb.1927

„Goldene Kindheit“ - Dichtung oder Wahrheit?

Zumindest die ersten Jahre meiner Kindheit waren „goldene“ - weitgehend unbeschwert glückliche. Denn ich wuchs auf in einer von mir als harmonisch empfundenen, engen Dorfgemeinschaft, in der schon meine Mutter im Kreise einer großen Familie herangewachsen war, wo jeder jeden kannte. Die Stellung meines Vaters als Lehrer und Organist des Ortes trug wohl noch dazu bei, daß man mir überall mit Wohlwollen und Freundlichkeit entgegenkam, ich mich absolut geborgen fühlen konnte.

Natürlich hatte ich mich immer möglichst angemessen zu verhalten, denn jedes kleine Fehlverhalten wurde umgehend zurückgemeldet. Andererseits erlaubte diese geschätzte Dorfgemeinschaft uns Kindern schon sehr früh eine relative Freiheit. Wir wurden nicht ständig überwacht, sondern durften uns schon lange vor der Einschulung ziemlich selbständig bewegen, kleine Besorgungen machen, Nachbarn und Verwandte allein besuchen - vor allem aber mit anderen Kindern draußen auf der Straße spielen. Autos kamen damals ja kaum vorbei, höchstens die Pferdewagen der Bauern und des Sägewerkes. Aber denen konnte man rechtzeitig ausweichen. Sonst gehörte die Straße uns - zum Kreiseln, Ballspielen, Murmeln, Reifentreiben, Versteck- und Fangenspielen.

Fahrräder hatten wir Kinder noch keine, auch keine Rollschuhe, wie wir sie schon mal bei den Kindern in der Stadt gesehen hatten. Mein ganzer Stolz war ein kleiner Holzroller. Mit dem konnte ich stundenlang ganz allein auf der „Heiste“ im Hof unseres Zweifamilienhauses hin- und herfahren und mir dabei Geschichten ausdenken. Geschichten und Märchen liebte ich sehr. Leider hatten die Erwachsenen nicht immer Zeit, mir welche zu erzählen oder vorzulesen. So wartete ich ungeduldig darauf, daß ich selbst lesen lernen würde.

Leider gab es auch gelegentlich Einschränkungen meiner Freiheiten. So verbot mir der Hauswirt, meine Schaukel an der Teppichstange aufzuhängen oder einen Ball gegen die Hauswand zu werfen und wieder aufzufangen. Er war immer sehr besorgt um sein Eigentum - und er hatte das Sagen. Bei schlechtem Wetter spielte ich natürlich im Haus - oder in der Scheune eines Bauernhofes, denn zu meinen Spielkameraden gehörten natürlich auch Bauernkinder. Da gab es besonders viel Platz zum Spielen - und Tiere, die wir in unserer Wohnung nicht halten durften.

Spielsachen hatten wir nicht viele, vermißten aber auch nichts. Sehr gern spielte ich mit den Knöpfen, die meine Mutter in einer wunderbar duftenden ehemaligen Seifenschachtel mit exotischen, bunten Bildern auf dem Deckel aufbewahrte. Diese Knöpfe nach Farbe, Form, Anzahl der Löcher usw. zu sortieren machte mir immer wieder große Freude. Später spielte ich sehr gern mit Anziehpuppen aus Pappe, denen ich eine große Auswahl an Garderobe selbst „schneiderte“.

Überhaupt mußten wir oft zur Selbsthilfe greifen. Denn während des Krieges gab es kaum noch Spielsachen zu kaufen. Wir spielten jahrelang mit großem Vergnügen „Mensch-ärgere-Dich-nicht“ auf einem von meiner Mutter selbstgefertigten Spielbrett aus Pappe.

Ja, der nächste Abschnitt meiner Kindheit war längst nicht mehr so unbeschwert. Noch bevor ich zur Schule kam begann der Krieg. Mein Vater wurde eingezogen, und mit ihm verschwanden überhaupt die meisten Väter. Dann trafen die ersten schlimmen Nachrichten ein. Der Vater eines Klassenkameraden war gefallen, kurz darauf einer der besten Freunde meines Vaters. Die Angst machte sich breit. Wer würde der nächste sein? Dann begannen die Bombenangriffe. Zwischen unserem Dorf und der Kreisstadt, einer Garnisonsstadt, lag ein Munitionslager. Wenn das getroffen würde, hörte ich eines Tages aus einem Gespräch zwischen Erwachsenen, würde keiner im Dorf überleben. Von dem Tag an versetzten mich die Sirenen, die den Fliegeralarm verkündigten, in Angst und Schrecken. Zum Glück wurde das Lager nie getroffen. Aber woher hätte ich das wissen können?

Angst hatte ich aber auch um meine Mutter. Die hörte täglich heimlich den „Feindsender“ - BBC London - und mir war klar, daß sie dafür ins Gefängnis kommen konnte. Auch reichte sie öfter Lebensmittel zu den Gefangenen, die regelmäßig als bewachter Trupp an unserem Haus vorbei zur Arbeit geführt wurden - und sehr hungrig aussahen. Irgendwie war ich auch stolz darauf, daß meine Mutter sich dies zu tun wagte, aber die Angst, sie könnte entdeckt und bestraft werden, überwog.

In die Schule ging ich gern, obwohl unser Klassenlehrer, der einzige männliche Lehrer, der neben den Lehrerinnen noch da war, fleißig vom Rohrstock Gebrauch machte. Es ärgerte mich vor allem, wenn er nicht nur heftig, sondern auch ungerecht schlug. Ich bat meine Mutter, ihn zur Rede zu stellen, aber sie meinte, da würde sie sich nicht einmischen. Diese Haltung enttäuschte mich sehr, aber es war damals nicht üblich, mit Erwachsenen zu diskutieren. Ich hatte mich zu fügen.

Überhaupt sprach ich mit meiner Mutter kaum über Dinge, die mich bewegten, obwohl ich wirklich ein gutes Verhältnis zu ihr hatte. So mußte ich auch allein mit einem großen Schuldgefühl fertig werden. Jedenfalls glaubte ich, am Tode meiner besten Freundin schuld zu sein, als diese sich bei mir mit Masern angesteckt hatte, danach Diphtherie bekam und daran starb. Sie zu verlieren war schlimm genug, aber das Gefühl, der Auslöser von allem gewesen zu sein - ihre Mutter hatte einmal eine entsprechende Bemerkung gemacht - war fast unerträglich. Aber niemand merkte, wie mich das quälte.

Aber natürlich verlebte ich während dieser Phase meiner Kindheit auch viele fröhliche und unbeschwerte Stunden, vor allem, da unser Bewegungsradius immer größer wurde. Im Sommer durfte ich mit meinen Spielgefährten allein zum Baden in den nahegelegenen Fluß oder sogar in den Fischteich am Waldrand gehen. Das Schwimmen brachten wir uns gegenseitig bei. Die Größeren würden schon auf die Kleineren aufpassen, darauf konnten sich die Erwachsenen verlassen.

Im Winter gingen wir in der Nähe des Dorfes zum Rodeln - bis unsere Schlitten als „kriegswichtig“ abgegeben werden mußten. Auf dem Dorfteich konnte man Schlittschuh laufen - wenn man welche hatte und die Mutter es einem erlaubte, denn eigentlich sollten ja die Schuhe geschont werden - neue waren schwer zu bekommen, und die Schlittschuhe damals waren „Absatzreißer“. Aber auch das einfache Schliddern machte Spaß. Kirchturmuhren und abendliches Glockenläuten teilten uns mit, wann wir nach Hause gehen mußten - oft lange nach Dunkelwerden.

Das Kriegsende brachte dann den letzten Abschnitt meiner Kindheit. Ich war zehn Jahre alt - und mußte mit neuen Ängsten fertig werden. Diese Ängste waren eng mit dem schrecklichen Wort Vergewaltigung verknüpft, das ich bereits beim Einmarsch der Amerikaner zum ersten Mal hörte - und mir natürlich nichts darunter vorstellen konnte, nur merkte, daß es etwas Entsetzliches sein mußte, worüber sich die Erwachsenen möglichst heimlich unterhielten.

Als die Amerikaner ab- und die Russen einzogen, wurden wir fast täglich mit diesem Wort konfrontiert. Aber auch hierüber konnten wir nicht mit unseren Müttern sprechen. Nur ganz allmählich, durch ältere Freundinnen und eifrigem Herumstöbern in unserem Bücherschrank, der auch einige medizinische Fachbücher enthielt, wurden uns die Zusammenhänge, „the facts of life“, klar.

Andererseits wurden wir jetzt sehr schnell selbständig und auch selbstverantwortlich, wenn es um die Bewältigung des täglichen Lebens - und um Nahrungsbeschaffung ging, nach dem Krieg ein ganz wichtiges Thema, viel wichtiger als Schule, die wir mehr oder weniger nebenher absolvierten.

Obwohl nämlich mein Vater noch lange nicht zurückkam - erst 1954 wurde er als Spätheimkehrer aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen, wurden die bisherigen monatlichen Zahlungen eingestellt. Jetzt mußte meine Mutter für den Lebensunterhalt sorgen, sich eine Arbeit suchen.

Die fand sie in der Kreisstadt, was bedeutete, daß sie morgens bereits kurz nach 5 Uhr aus dem Haus gehen mußte. Vorher wurde ich geweckt, da ich meine Zöpfe noch nicht selbst flechten konnte. Später weckte ich dann meine kleine Schwester, frühstückte mit ihr und kämmte ihr die Haare, denn auch sie trug Zöpfe, wie die meisten Mädchen damals.

Nach der Schule machten wir uns mittags das von meiner Mutter vorgekochte Essen warm - auf dem Kohleherd - wobei wir sehr sorgsam mit dem Brennmaterial umgehen mußten, denn das wurde immer knapper. Deshalb hielten wir uns im Winter fast nur in der Wohnküche auf, in der freitags auch gebadet wurde, in der großen Zinkbadewanne. Das Wohnzimmer wurde nur Weihnachten geheizt.

Fast ein Jahr lang durfte ich die kleine Tochter des Sägewerkverwalters ausfahren und erhielt dafür pro Woche einen Korb Feuerholz. Darauf war ich sehr stolz!

Selbstverständlich mußten wir auch in unserem Schrebergarten arbeiten, in dem Kartoffeln und Gemüse angebaut wurden, und Futter für die Kaninchen besorgen, die gehalten wurden, damit ab und zu ein zusätzliches Stück Fleisch auf dem Teller lag. Klar, daß es immer eine sehr traurige Angelegenheit war, wenn unsere Pfleglinge geschlachtet wurden.

Im Sommer konnte ich nachmittags gelegentlich bei verschiedenen Bauern helfen, zusammen mit Freundinnen, was die Arbeit erfreulicher machte. Wir konnten mit Rüben verziehen, Heu wenden, beim Heueinfahren Heu in die äußersten Ritzen der Scheune stopfen, und ähnliches. Dafür erhielten wir ein paar Pfennige, vor allem aber Vesperbrote und auch ab und zu eine Kanne Milch oder, beim Schlachtfest, Wurstsuppe. Während der Erntezeit gingen wir zum Ährenlesen, später im Herbst zum Kartoffeln- und Rübenstoppeln. Aus den Zuckerrüben wurde dann zu Hause Sirup gekocht, ein großartiger Brotaufstrich und Zuckerersatz. Da wir all dies zusammen mit unseren Freunden tun konnten, kam der Spaß dabei nie zu kurz. Und wir waren sehr stolz darauf, gebraucht zu werden, etwas leisten zu können.

Aus heutiger Sicht mag meine Kindheit wahrscheinlich ziemlich hart und entbehrungsreich erscheinen. Meine Mutter verdiente nicht viel, denn auf eine Berufstätigkeit war sie nicht vorbereitet worden. So mußten wir wirklich viele Jahre lang jeden Pfennig umdrehen. Aber zu kaufen gab es ja damals sowieso nicht viel, und zu essen hatte man in den anderen Familien auch nicht mehr als bei uns - eher weniger, wenn Männer oder heranwachsende Söhne im Haus waren.

Wir beiden Mädchen waren stolz darauf, daß unsere Mutter uns vertraute, sich auf uns verlassen konnte und später, als wir etwas größer waren, auch mal ihre Sorgen mit uns besprach. Außerdem ging es bei uns trotz allem auch oft recht fröhlich zu. Bei der Hausarbeit, vor allem beim Abwasch, wurde dreistimmig gesungen. Abends und am Wochenende gab es auch Zeit zum Spielen und zum Vorlesen. Alle Feste wurden möglichst feierlich begangen. Auch Kindergeburtstage feierten wir zusammen mit unseren Freunden. Überhaupt hatten wir häufig Gäste oder besuchten, vor allem am Wochenende, Verwandte und Freunde.

Wenn ich heute auf diese Zeit zurückblicke, bin ich überzeugt davon, daß ich trotz der schweren Zeiten eine wirklich schöne Kindheit hatte.

Gudrun Schmidt

Kindheit in Reinbek-Prahlsdorf

Ein Wortbeitrag im Jahre 1997 zum 60. Geburtstag meiner Schwester.

Liebe Käte!

Unsere Hausgemeinschaft in der Schützenstraße 42 bestand aus mehreren Familien, aber nur unsere eigene Familie möchte ich hier vorstellen, um dann ein paar gemeinsame Erlebnisse aus unsere Kinderzeit anzusprechen.

Da war unsere Mutter. Sie hatte Nähen (nicht schneiden) und Bügeln gelernt und dann einige Jahre in einem sehr vornehmen Villenhaushalt gearbeitet. Nach ihrer Hochzeit widmete sie sich ausschließlich ihrem Haushalt und uns beiden Kindern. Zur Haushaltsführung gehörten auch ein großer Garten und die alljährliche Aufzucht eines Schweines, das nicht nur gefüttert, sondern auch gemistet und gestreut werden mußte. Der Schweinestall befand sich in einem Anbau, in dem auch die Plumpsklosetts ihren Platz hatten. Unsere Mutter war es, die uns bei den Schularbeiten half und den notwendigen Druck dahinter setzte, daß wir sie überhaupt machten.

Unser Vater war Zimmermann, hatte aber in Notzeiten auch als Telegrafenerbeiter, Hafenerbeiter und Müllwerker gearbeitet. In seinem ganzen Berufsleben war er nur zwei Wochen lang arbeitslos. Er konnte sehr drastisch sein, aber auf seine Familie ließ er nichts kommen. Papa war stolz darauf, daß seine Frau während aller Ehejahre keine Erwerbsarbeit annehmen mußte. Unser Vater war von 1940 bis 1945 im Krieg, und ganz fertig ist er mit seinen Erlebnissen nie geworden.

Dann war da Oma Mile (Emilia heißt das auf Hochdeutsch), Papas Mutter, eine verbitterte Frau, die in ihrem Leben wenig Freude gehabt hatte und die wohl deshalb wenig Verständnis dafür hatte, wenn sich andere freuten. Schon im Alter von zehn Jahren hatte sie ihren Lebensunterhalt selbst verdienen müssen.

Ich war sechs Jahre alt, als Du geboren wurdest. Der 5. Januar 1937 fing für mich so an: Als ich aufwachte, war in unserer Küche nicht Mama, sonder Oma Mile. Oma erzählte mir, daß mir der Storch eine kleine Schwester gebracht habe, und daß der Storch Mama ins Bein gebissen habe, weshalb sie für ein paar Tage ins Krankenhaus gekommen sei. Ich war skeptisch. Irgendwann habe ich Dich dann auf der Entbindungsstation des St.Adolf-Stiftes hinter Glas gesehen.

Als Papa und ich Euch beiden ein paar Tage später per Taxi abholten, war Glatteis. Die Ordensschwester, die Dich trug, stürzte auf der Außentreppe des Krankenhauses und tat sich sehr weh. Dich hielt sie aber so, daß Du nichts abbekamst. Wie Papa im Alleingang zum Standesamt Dir den alleinigen Vornamen Käte verpaßte, was Du ihm noch lange nachgetragen hast, das weiß ich nur vom Hörensagen.

Aus meiner heutigen Sicht warst Du ein ganz normales Kleinkind: Essen, Windeln vollmachen (Pampers gab es noch nicht), schreien und schlafen füllten Deinen Tag aus. Auf Deinem Blechnachttopf konntest Du bald mit erstaunliche Geschwindigkeit rutschen. Ich glaube, das war Deine erste Fortbewegungsart vor krabbeln und laufen. In besonderer Erinnerung sind mir noch die hölzerne Kinderbadewanne, in der ich auch schon Badefreuden genossen hatte, und der hochmoderne große dunkelrote Kinderwagen mit niedrigen Rädern, auf den ich gleich noch einmal zu sprechen komme. Zwei Deiner Puppen hießen Erika und Edda, wie die Tochter von Hermann Göring, und ein Teddy, der ein altes Familienerbstück war, hieß Klaus.

Bei Kriegsbeginn wurde auf dem Feld hinter unseren Grundstück eine Luftabwehrstellung mit einem Scheinwerfer und einem Horchgerät eingerichtet, und die Soldaten holten jahrelang Wasser von der Pumpe auf unserem Hof. Du kanntest sie bald alle mit Namen. Am liebsten war Dir aber der Hund der Einheit, eine Promenadenmischung mit Namen Struppi.

Unsere engere Familie kam ohne Verluste über den Krieg, und deshalb lassen sich auch einige Begebenheiten leichter erzählen.

Nach dem Luftangriff auf das Heereszeugamt in Glinde hatte Mama mir verboten, hinzugehen, und das mir gutem Grund. Es lagen Blindgänger und Zeitzünderbomben herum, und Tote und Verwundete hatte es auch gegeben. Dir hatte sie es nicht verboten, also warst Du hingelaufen. Immerhin warst Du schon sieben Jahre alt. Eines Nachts, wir waren nicht in unseren Luftschutzkeller, so nannten wir Omas Kellerküche, gegangen, als ein Tiefflieger die Scheinwerferstellung beschoß und die Leuchtsprugeschosse am Fenster vorbei flogen. Mama zog Dir Deinen Mantel über, um so in den Keller zu fliehen. Dann scheuchte sie mich hoch. Inzwischen hattest Du Deine Sachen wieder ausgezogen und Dich wieder hingelegt. Ein anderes Mal, schon gegen Kriegsende, sammelten wir im Vorwerksbusch, unten bei der Liebesbuche, Holz. Du hattest Dich gerade ein Stückchen entfernt, weil Du müssen mußtest, als uns Tiefflieger beschossen. Wie wir es gelernt hatten, gingen wir in „Fliegerdeckung“, wobei Du keine Zeit hattest, deine Kleider zu ordnen. Weil nichts Schlimmes passierte, konnten wir hinterher darüber lachen, daß Du den Fliegern Dein blankes Hinterteil gezeigt hattest.

Eine Naschkatze warst Du schon immer. Einmal konnte ich Muttis letztes Kakaopulver nur dadurch vor Dir retten, daß ich Dir statt dessen einen Teelöffel mit Pfeffer in den Mund schob. In jener Zeit hast Du auch das Rauchen angefangen. Wenn wir größeren Kinder uns eine Zigarette teilten, -mehr

hatten wir meist nicht – mußttest Du auch einen Zug machen, damit Du uns nicht verpetzen konntest. Leider lutschtest Du dabei immer die halbe Zigarette naß.

Kurze Zeit nach Kriegsende, von Papa hatten wir noch keine Nachricht, nahm ich Dich mit nach Glinde zum ausgebombten Heereszeugamt, um dort Motorradbrillen und sonstiges wertloses Zeug einzusammeln; man könnte es ja mal gebrauchen. Weil aber plötzlich Warnschüsse abgegeben wurden, ließ ich Dich bei anderen Kindern in der Feldmark zurück und ging alleine an den Zaun. Plötzlich waren britische Soldaten da. Nur weil ich eine Verfolgungsjagd durch halb Glinde bestand, so viel Sportlichkeit hatte ich mir gar nicht zugetraut, entging ich einer Festnahme. Dich fand ich später wieder dank Deiner Gabe, laut, ausdauernd und durchdringend zu schreien. Wie ich noch später erfuhr, hattest Du mit diesem Geschrei auch zwei weitere Briten in die Flucht geschlagen.

Papa kam noch 1945 zurück, aber die Notzeit, die bekanntlich kein Gebot kennt, dauerte an. Das „Organisieren“ war zum Überleben notwendig. Der Rest der Familie konnte auf abgeernteten Feldern nicht so viele Kartoffeln nachhacken, wie Du als kleinste und unauffälligste der Familie in einen betont kleinen Spankorb „vorhacktest“.

Als in der Kückallee ein Baum gefällt wurde und Du vom Schulunterricht kamst, bliebst Du so lange dabei stehen, bis ein größerer Zweig abgesägt war, mit dem Du dann weggelaufen bist. Du bist dafür gelobt worden, das ist das Schlimme.

Mama hatte ein großes stabiles Fahrrad mit einem großen Gepäckträger, auf dem Du sehr gut sitzen, aber auch stehen, konntest. Wir beiden haben es geschafft, daß wir so um den ganzen Siedlungsblock gefahren sind: Du freihändig stehend und ich freihändig fahrend.

Jetzt ist es an der Zeit, unsere Katze zu erwähnen, die „Schnurz“ hieß und erbsensuppenfarben gemustert war. Schnurz übernachtete auf dem Stallboden im Stroh, wo sie sich auch gelegentlich eine Mäusemahlzeit fing. Einmal kämpfte Schnurz mit einer Ratte, genau vor unserm Appartement mit dem Plumpsklo, auf dem Du gerade brütetest. Schnurz war aber nicht nur ein Rattenbeißer, sondern auch sehr anhänglich und gutmütig. Bereitwillig ließ sie sich Puppenzeug anziehen und im Puppenwagen spazierenfahren. Deinen großen roten Kinderwagen habe ich schon erwähnt. Als unsere Eltern beschlossen hatten, daß er nicht mehr gebraucht würde, durftest Du darin Schnurz auf der Straße spazierenfahren. Die Katze war mit Babyjäckchen und Babykappe bekleidet und gut zugeeckt. Fragen, ob Du noch ein Geschwister bekommen hättest, bejahtest Du und ließest die Neugierigen das „Baby“ auch vorsichtig betrachten. Die meisten Neugierigen konnten darüber lachen. Eines Abends trieb sich Schnurz noch sehr spät auf der Straße herum. Wir Kinder steckten sie, wie gewohnt, auf den Stallboden. Am nächsten Morgen kamen zwei erbsensuppenfarbene Katzen die Leiter herunter. Die eine gehörte der Familie Mester.

Irgendwann nach 1948 mußttest Du eine Wurmkur im Kinderkrankenhaus Rothenburgsort machen. Damals gab es in Reinbek noch keine Stadtentwässerung, und die Fäkalien mußten als Dung aufs Gartenland verbracht werden. Durch die wohnungsnotbedingte Überbelegung des Hauses mit 24 Personen und durch die Inanspruchnahme des Gartens für den Nahrungsmittelanbau war der Kreislauf so kurz geworden, daß die ausgeschiedenen Wurmeier gleich wieder für eine neue Ansteckung sorgten. Beinah hätten Dich also die Würmer aufgeessen.

An Deine erste selbst gekochte Grießsuppe kann ich mich noch erinnern: Viel Grieß, ich möchte sagen: Sehr viel Grieß, in Milch erwärmt. Wer hätte damals vermutet, daß Du eine wahre Musterhausfrau würdest?

1949 brach ich mir beim Gerangel mit Gleichaltrigen die rechte Hand. Die Eltern waren nicht zu Hause. Während ich mir den Arm notdürftig schiente, wolltest Du mir Pfefferminztee kochen. Zwar habe ich das abgelehnt, aber es ist schon etwas daran, daß der Wille zum Helfen manchmal wirksamer ist als das Helfen selbst.

Das Jahr 1953 brachte für uns beide große Veränderungen. Ich steuerte den Hafen der Ehe an und verließ das Elternhaus. Eine der Brautjungfern war meine Schwester Käte. Etwa von diesem Zeit-

punkt an galt meine Schwester zu Hause als bedingt erwachsen und nutzte das auch weidlich aus. Aber das ist eine ganz andere Geschichte, die ich hier nicht erzählen will.

Liebe Schwester! Ich hoffe, daß ich auch bei Dir die eine oder andere Erinnerung an Reinbek und die Schützenstraße wachgerufen habe, und mehr war auch nicht beabsichtigt.

Otto-H. Harders

„Es ist Krieg“, sagte meine Mutter

Es war wieder einmal der Tag der „großen Wäsche“. Wie immer stand meine Mutter dann bereits um 4 Uhr auf und machte Feuer unter dem großen Kessel im Keller. Zwei Stunden später war die Tisch- und Bettwäsche fertig gewaschen und gespült. Meine Aufgabe war es, diese erste „Fuhre“ noch vor Schulbeginn mit dem Handwagen zu unserem Garten zu bringen, wo Laken, Bezüge und Tischtücher zum Trocknen und Bleichen aufgehängt bzw. auf dem Rasen ausgebreitet wurden.

Als Mutter mich weckte - der Kalender zeigte den 1. September des Jahres 1939 an -, war sie ungewohnt ernst und still. Aus der Küche klang die Stimme des Nachrichtensprechers im Radio. „Es ist Krieg“ sagte meine Mutter leise und ging wieder an ihre Arbeit. Ich war damals 13 Jahre alt.

Nachdenklich zog ich mit meinem Wagen zum Garten. Jemand hatte einen Lautsprecher ans Fenster gestellt, und die Nachricht vom deutschen Einmarsch in Polen hallte über die Straße. In der Schule hörten wir dann Hitlers Reichstagsrede. „Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen ...“ Zurückgeschossen? Also hatten die anderen angefangen - was sonst konnte das heißen!

Abendzeitung und Rundfunk brachten die ersten Berichte vom siegreichen Vormarsch in Feindesland. Ich konnte die sorgenvollen Gesichter meiner Eltern nicht so recht verstehen. Freuten sie sich denn gar nicht über die Erfolge unserer Truppen? „Ja, ja, so war das 1914 auch“ meinten sie nur. „Wir haben das alles ja schon einmal mitgemacht. Und dann“. Später hat meine Mutter mir erzählt, allein der Gedanke, daß ich ja noch ein Kind sei und nicht mit raus brauchte an die Front, habe sie damals einigermaßen beruhigt.

„Es ist Krieg“ - was das wirklich bedeutet, habe ich noch gründlich erfahren. Und „raus“ mußte ich am Ende doch noch.

Eberhard Wagner

1945: Ein Sack Zucker in der Wohn-Schlafstube

Nach Artillerievorbereitung, Tieffliegerbeschuß und schwacher deutscher Abwehr hatten die Amerikaner am 18.4.1945 das kleine Harzstädtchen Ballenstedt erobert.

Für uns Kinder begann eine neue Zeit. Vor den schweren Bombenangriffen auf die deutschen Großstädte waren wir in den scheinbar sicheren Harz geflüchtet. Das großelterliche Haus dort war inzwischen Zuflucht für alle Familienangehörigen geworden, soweit sie nicht noch Soldaten waren. So herrschte drangvolle Enge, weil überdies fremde Evakuierte und Flüchtlinge eingewiesen worden waren. Aber meine Mutter, meine Schwester und ich bekamen vom Wohnungsamt eine Stube von Pastor Unger zugewiesen, der unten im Haus Mieter war.

Schule gab es seit Ostern nicht mehr. So wurden wir Kinder vollständig in die Beschaffung des Lebensnotwendigen eingebunden. Das bedeutete z.B. stundenlanges Anstehen vor dem geschlossenen Bäckerladen, oft ohne Erfolg. Besonders groß war die Menschenmenge vor dem örtlichen Schlachthof, als es hieß, dort würde das Fleisch von Wehrmachtspferden verteilt. Bekommen haben wir nichts. Aber dann gab es eine Zuckerteilung.

In den Rübenanbaugebieten erzeugten viele kleine Fabriken braunen Rohzucker. Die Amerikaner wußten, daß sie das mitteldeutsche Gebiet bald der Roten Armee überlassen würden und verteilten vorher die noch vorhandenen Zuckervorräte. So bekamen auch wir einen recht großen Sack voll braunem Zucker. Da die Küche von vielen benutzt werden mußte, stand er mitten in der uns zugeteilten Stube. Leider wurde er viel zu schnell alle!

Anstatt zur Schule ging es dann bald unter Aufsicht der Lehrer aufs Feld. Dort hatten wir die bis Kriegsende beschäftigten Fremdarbeiter zu ersetzen. Da bekam ich als 11jähriger eine Lebensmittelkarte für „Landwirtschaftliche Schwerarbeiter“, meinen ersten Lohn und einen halben Liter Buttermilch am Tage. Braunen Zucker esse ich noch immer gern!

Ludwig Arndt

KOLO

ist seit einigen Jahren Reinbeks Partnerstadt in Polen, und seit Mai 2000 hat der Museumsverein Reinbek e.V. im Rahmen dieser Städtepartnerschaft freundschaftlichen Kontakt zur „Gesellschaft der Freunde der Stadt Kolo“, einer Vereinigung, die sich u.a. mit der Aufarbeitung der Geschichte der Stadt Kolo und deren Umgebung befaßt.

Für unsere Ausstellung **Goldene Kindheit - Dichtung und Wahrheit** haben Mitglieder der „Gesellschaft der Freunde der Stadt Kolo“ Erlebnisse aus ihrer Kindheit in ihrem Heimatland Polen aufgeschrieben und Herr Kasperkiewicz hat sie ins Deutsche übersetzt. Diese Beiträge sind ganz sicher eine Bereicherung für das Begleitheft unserer Ausstellung.

Als wäre das gestern

Meine Schilderung besteht aus 4 Episoden, die aber dasselbe Thema betreffen - Schicksal der Juden - aus der Zeit 1942/43. Ich bin Jahrgang 1937 und wohnte mit meinen Eltern in dem Dorf Zawadki - ca. 2,5 km von Kolo in der Richtung Chelmno-Dabie entfernt. Schon 1939 wurde ich Halbwaise - mein Vater ist im Septemberfeldzug gefallen.

Die erste Episode, die ich in Erinnerung festgehalten habe, ereignete sich im Jahr 1942. Durch mein Heimatdorf Zawadki führte die Schmalspurbahn von Kolo nach Dabie, mit Haltestelle in dem benachbarten Dorf Powiercie. Eines Tages, als ich auf der Wiese mit meinen Onkel die Kühe weidete, sah ich Waggons dieser Bahn, die normalerweise nur spärlich besetzt waren, jetzt vollbesetzt mit Juden jeglichen Alters und Geschlechts. Sie haben mir sogar zugewinkt. Was weiter mit ihnen geschah, konnte ich mit meinen eigenen Augen sehen, einige Zeit später - das ist die zweite Episode.

Ich fuhr mit einem Pferdewagen mit meinem Opa auf dem Weg Zawadki – Chelmno und dort sah ich, wie die Juden, die in Powiercie aussteigen mussten, wie Vieh zu Fuß zur Mühle in Zawadki getrieben wurden. Es war für mich schrecklich zu sehen - wir mussten von dem Weg zusehen wie mit dem Kolben einer Pistole auf einen alten Juden eingeschlagen wurde, bis dieser auf dem Weg liegegeblieben ist und der dann von anderen Juden, wie ein Sack Kartoffeln, auf einen Wagen raufgeworfen wurde.

Die dritte Episode stammt aus dem Jahr 1942 oder 1943. An einem Sonntag, als wir alle zu Hause waren, sah ich durchs Fenster, wie zwei Juden aus dem Trog für Hühner im Hof der Nachbarin gegessen haben und dann schnell in dem nahegelegenen Wald verschwunden sind. Wir alle waren voll Angst und wagten uns einige Zeit überhaupt nicht aus dem Haus hinaus. Wir wussten schon, dass die SS erbarmungslos alle erschießen würde, die bewusst oder unbewusst geflohenen Juden Hilfe erwiesen hatten. Das wusste auch ich schon als 5-jähriges Kind.

Die vierte Episode ereignete sich an einem Tag im Herbst des Jahres wohl 1942. Seit dem frühen Morgen kam über das ganze Dorf aus der Richtung Chelmno - wo das Lager Kulmhof war - eine schwere schwarze, nach verbrannten Knochen riechende Rauchwolke. Sie verdeckte alles, so dass man kaum etwas sehen konnte. Schon damals munkelten die Leute, dass Juden in Chelmno-Kulmhof verbrannt werden, ohne Einzelheiten zu wissen wie das geschah.

Erst nach der Befreiung durch die sowjetischen Truppen am 20.1.1945 konnten wir alles über die Gräueltaten erfahren, wie die Juden aus Kolo und aus dem ganzen Warthegau nach Kulmhof gebracht wurden, wie sie in Gasautos ermordet wurden, dann begraben oder später die Leichen verbrannt wurden.

Daniela Stasiak, Kolo/Polen - (Aus dem Polnischen übersetzt von Kazimierz Kasperkiewicz)

Folgenschwerer Klaps

Ich bin am 28.03.1936 in Kolo geboren. Als ich anderthalb Jahre alt war, ist meine Mutter gestorben. Während des Septemberfeldzuges ist mein Vater an der Front gefallen, so dass ich im 3.Lebensjahr Vollwaise wurde, ohne Eltern und ohne Geschwister. Es hat mich meine Omi-Mutter meiner Mami erzogen. Sie musste Engelsgeduld mit mir aufweisen, denn trotz meiner Lage war ich quicklebendig und wo ich war, da war auch immer etwas los.

Ein Erlebnis aus meiner Schulzeit ist mir bis heute im Gedächtnis geblieben.

Es war im Jahr 1948, als fast 12-jähriges Mädchen war ich Schülerin der 4.Klasse der Grundschule in Kolo. Wir hatten schon Physikunterricht und wir sollten mit Frau Kozłowska - sie war Lehrerin der sog. exakten Fächer - in der Physikstunde etwas über Brechung der Lichtstrahlen erfahren. Es muss hier gesagt werden, dass Frau Kozłowska zugleich die Rektorin der Grundschule war - sie war von Gestalt zierlich und schwächlich, aber zugleich sehr energisch und gerecht. Wir alle hatten sie sehr gern, aber wegen ihrer Statur konnte man sie leicht mit einer Schülerin verwechseln.

Aber zur Sache. Die Brechung der Lichtstrahlen sollten wir im Mikroskop beobachten - leider war nach dem Krieg nur ein Mikroskop da. Diese optische Demonstration musste im verdunkelten Klassenzimmer stattfinden. Es war abgestimmt, dass wir die Brechung der Lichtstrahlen einzeln, nacheinander, im Mikroskop beobachten werden. Endlich kam auch die Reihe an mich - ich hatte zugleich, da es dunkel war, mein 2.Frühstück zu essen begonnen. Ich hielt das Frühstücksbrot in der linken Hand und mit der rechten versuchte ich etwas am Mikroskop zu drehen. Und in diesem Moment spürte ich, dass irgendjemand hinter mir erschien, sich über mich beugte. In dem besten Glauben, dass jemand mir das Brot wegstibitzen wollte, holte ich aus und gab mit der rechten Hand dieser Gestalt einen richtigen, festen Klaps aufs Hinterteil. Da flammte zugleich das elektrische Licht auf - und ich sah die Gestalt, der ich den Klaps gegeben hatte - es war die Rektorin! Ich war so bestürzt und erschrocken, dass ich kaum eine Entschuldigung stammeln konnte, keines Wortes fähig war. Es gab natürlich eine ausführliche Predigt, am nächsten Tag musste sogar meine Omi in der Schule erscheinen, wo ihr alles berichtet wurde.

Gott sei Dank war die Rektorin eine richtige Lehrerin, die Kinder liebte, sie wusste ja, dass dieser Vorfall nur eine Folge des vorschnellen Handelns, des jugendlichen Leichtsinns war. Ich musste natürlich die Rektorin um Verzeihung bitten, feierlich versprechen, dass ich mich bessern würde - und damit Schluss, die Endnoten in Betragen wurden nicht geändert. Nur zu Hause musste ich von der Omi einiges hinnehmen.

In der Schule war ich aber noch lange als diejenige bekannt, mit der man vorsichtig sein musste, denn die hat sogar der Rektorin einen Klaps gegeben.

Stefania Skapska, geb. Baldyka, Kolo/Polen - (Aus dem Polnischen übersetzt von Kazimierz Kasperkiewicz)

Zwei Klassen in einer Woche

Ich bin Jahrgang 1936 und habe daher vor dem Kriege die Schule noch nicht besucht. Aber auch während der Nazi-Okkupation Polens 1939-45 habe ich die Schule nicht besucht. Einfach aus dem Grunde, weil es in Kolo und im ganzen Kreis Kolo - das umbenannt wurde in Warthbrücken - keine Schule für Polenkinder gab.

Es ist daher weiter nicht verwunderlich, dass nach der Befreiung durch die Sowjets am 20.1.1945 wir Polenkinder so schnell wie möglich das Versäumte in der Bildung nachholen und die Schule besuchen wollten. Wir wollten lernen, obwohl wir keine Schulbücher hatten, keine Fibel, nur selbstgemachte Hefte und Bleistifte. Von Ranzen konnten wir nur träumen. In der Bogumil-Straße wurde Anfang März für Kinder der Kalischer Vorstadt, wo auch ich wohnte, eine Grundschule eröffnet. Das konnte deswegen so schnell geschehen, weil dort während der Okkupation für Kinder Volksdeutscher in beschlagnahmten privaten Räumen eine deutsche Volksschule eingerichtet wurde. Daher gab es dort Schulbänke, Tafeln und sogar Kreide.

Trotz meines Alters kam ich wie viele andere - die 7 bis sogar 12 Jahre alt waren - in die erste Klasse. Alle meine Klassenkameraden und -kameradinnen waren richtige Analphabeten. Gott sei Dank war ich eine rühmliche Ausnahme, denn meine Mutti hat mich während der Okkupation zu Hause heimlich notdürftig (polnisch) lesen und schreiben gelehrt. Aber meine Kenntnisse habe ich nicht verraten.

Als wir also in den ersten Tagen die ersten Buchstaben und Wörter kennengelernt haben - war ich immer der Erste und Beste und mit mir meine Kameraden Michal Wisniewski und Kazimierz Janecki, die fleißig immer von mir abgeschrieben haben und meinen Weisungen folgten. Auf diese Weise wurden wir, da wir so schnelle „Fortschritte“ machten, schon nach zwei Tagen des Unterrichts in die zweite Klasse versetzt.

In den nächsten Tagen der ersten Schulwoche war die Situation identisch, wir wiesen sehr gute Fortschritte auf, so dass am Ende der ersten Schulwoche der Lehrer uns sagte: „Ihr drei Jungs kommt nächste Woche schon in die dritte Klasse“. Auf diese Weise wurden binnen einer Woche aus ABC-Schützen der ersten Klasse Schüler der III. Klasse. Das ist mir während meiner ganzen späteren Schulausbildung nie wieder gelungen - jede Klasse musste ich immer ein ganzes Schuljahr besuchen. Stanislaw Kazmierczak, Kolo/Polen - (Aus dem Polnischen übersetzt von Kazimierz Kasperkiewicz)

Ein Blindgänger

Erinnerung eines Fünfjährigen an das Frühjahr 1944

An die letzten Kriegsjahre erinnere ich mich nur schwach, dennoch gibt es einige Ereignisse, die ich nie vergessen werde. Bei Kriegsende Anfang Mai 1945 war ich knapp 6 Jahre alt. Wir wohnten in einem Haus in Hamburg-Bramfeld. Mein Vater hatte an ein relativ kleines Steinhaus einen Holzanbau gebaut, um Platz für die wachsende Familie zu schaffen. Wir hatten das große Glück, dass der Vater nicht eingezogen war und als Soldat am Krieg teilnehmen musste. Er war als Bühnenarbeiter an der Hamburgischen Staatsoper beschäftigt, und der damalige Propagandaminister Goebbels hatte befohlen, dass Kunst und Propaganda uneingeschränkt weitergehen mussten, um das Volk bei Laune zu halten.

Immer wenn es Bombenalarm gab, heulten die Sirenen, und das passierte in den Jahren 1944/45 häufig. Dann wurde der Volksempfänger eingeschaltet. Ein solches Radio war damals in fast jedem Haushalt zu finden. Die Eltern hörten bei Alarm die Meldungen, mit denen bekannt gegeben wurde, wann und wo mit Fliegerangriffen zu rechnen war. Anschließend gingen wir in unseren „Keller“. Das war ein Raum von etwa drei mal vier Metern unter unserer Küche, der als Vorratskeller diente. Er war über eine Luke im Küchenfußboden und eine darunter liegende Holzterrasse erreichbar. Der Fußboden bestand aus etwa drei Zentimeter dicken Holzbrettern. Aus heutiger Sicht war dieser Keller nicht viel mehr als ein etwas komfortableres Erdloch und als Schutzraum für eine ganze Familie nicht sehr geeignet.

Im Keller hockte dann die Familie, das waren Vater, Mutter, meine zweijährige Schwester und ich und ab 1944 auch meine schwer kranke Großmutter, die in Hamburg ausgebombt war. Wegen der Verdunklungspflicht hatten wir im Keller nur eine stinkende Karbidlampe, die ein sehr schwaches, etwas bläuliches Licht gab. Wir warteten gebannt auf das immer näher kommende Brummen der Flugzeuge, die ihre gefährliche Fracht meist schon über Hamburg abgeladen hatten. Üblicherweise dauerte es eine halbe Stunde, bis die Sirenen Entwarnung heulten, und wir wieder nach oben klettern konnten.

In jenen Jahren gab es sehr häufig und zu jeder Tages- und Nachtzeit Alarm. Eines Tages, es muß im Frühjahr 1944 gewesen sein, saßen wir im Keller und horchten auf die Flugzeuggeräusche, als es fürchterlich krachte. Die Erde bebte und unser Haus erzitterte gefährlich. Geschirr ging zu Bruch und auch einige von Mutters Weckgläsern fielen von den Regalen. Obwohl noch keine Entwarnung gegeben war, hob Vater die Luke an, um nachzusehen, was passiert war. Weil es draußen ruhig blieb, stieg er nach oben. Wir mußten im Keller bleiben. Mutter war ganz unruhig, weil es ihr offenbar zu lange dauerte, bis Vater endlich in den Keller zurückkam und berichtete, was draußen geschehen war.

Hinter unserem Haus, keine zwanzig Meter entfernt, war eine Bombe eingeschlagen, zum Glück aber nicht explodiert. Als die Entwarnung kam, stiegen wir alle aus dem Keller. Von der Haustür aus konnte ich unsere Nachbarn sehen, sie standen dort, wo die Bombe eingeschlagen war. Ich weiß nicht mehr, ob ich darum gebettelt habe, oder ob Vater mich von sich aus an die Hand nahm, jedenfalls sind wir um unser Haus gegangen und er zeigte mir den hölzernen Anbau. Der war etwa 30 bis 40 Zentimeter vom Haus abgerückt. Die Druckwelle hatte einen Teil des Hauses einfach verschoben. Wir gingen dann in die Richtung der Einschlagstelle, aber je näher wir kamen, umso ängstlicher wurde ich. Dann blickte ich in ein drei bis vier Meter tiefes, kegelförmiges Loch. An der tiefsten Stelle steckte ein merkwürdig geformtes Metallteil. Das, so erklärte mein Vater, ist die Bombe. Wenn die explodiert wäre, stünde unser Haus nicht mehr. Als er mir dann noch erzählte, dass diese Bombe immer noch sehr gefährlich sei, weil sie jederzeit noch explodieren könne, war es mit meiner Beherrschung vorbei. Ich mußte weg, nur noch weg von diesem unheimlichen Ding im Erdloch. Ich habe mich von Vaters Hand losgerissen und bin gelaufen, zurück ins Haus, in Mutters Arme.

Die Männer, die solche gefährlichen Sprengkörper entschärfen konnten, waren in den letzten Kriegsjahren sehr beschäftigt. Unser Blindgänger konnte deshalb nicht sofort unschädlich gemacht werden. Wir mußten deshalb noch ein paar Tage in der Nähe dieses gefährlichen, unheimlichen Metallteils verbringen. Als wir endlich die Aufforderung erhielten, unser Haus zu verlassen, wurden die wichtigsten Dinge in zwei Koffern verstaut und zusammen mit dem Bettzeug auf unserem Blockwagen festgezurt. Mein Vater hatte sein Fahrrad voll bepackt, und ich mußte einen kleinen Rucksack tragen. Dann ging es auf einen langen Fußmarsch.

Wir waren nicht die Einzigen, die unterwegs waren. Bei Ahlschwedts Drogerie in Bramfeld wurden wir in einen endlos scheinenden Zug von Menschen eingereiht, die ebenfalls ihre Habe bei sich trugen. Mutter erzählte mir, dass alle diese Menschen in Hamburg ihre Wohnungen durch Bomben verloren hatten und auf der Suche nach einer sicheren Unterkunft waren. Wir hatten wenigstens die Aussicht, nach einiger Zeit in unser Haus zurück kehren zu können. Die anderen Menschen wussten jedoch nicht, wo es hingehen sollte. Erst jetzt, bei diesem Rückblick, wird mir so richtig bewußt, wie schwer meiner Mutter der Weg geworden sein muß. Auf diesem Marsch war sie im siebten Monat schwanger, und nur wenige Wochen später wurde mein Bruder geboren.

Hans-Peter Bünger, geb. August 1939

Ich habe ein Huhn auf dem Gewissen

Anfang der fünfziger Jahre waren die schwersten Phasen der Nachkriegszeit überwunden, und das Leben hatte sich einigermaßen normalisiert. Es war zwar noch alles sehr bescheiden, aber man konnte wieder ungehindert reisen. Für uns war das jedoch nicht möglich, denn für unsere große Familie war daran nicht zu denken. Vater hatte zwar einen sicheren Arbeitsplatz, aber das Geld musste schon sehr genau eingeteilt werden. Um so mehr freuten wir uns, wenn wir Besuch von weit her bekamen.

Es war jedesmal ein Fest, wenn uns jemand aus der Familie Koch besuchte, der Familie von Mutters 1952 verstorbenen Schwester Anni. Die Kochs hatte es von Hamburg nach Bayreuth und später nach Wiesbaden verschlagen, immer der Firma von Onkel Werner hinterher. Onkel Werner kam damals fast regelmäßig über die Ostertage nach Hamburg, so auch 1953 oder 1954. Dann wurde über die Ereignisse des letzten Jahres berichtet und Erinnerungen ausgetauscht. Onkel Werner nutzte die Gelegenheit, an solchen Tagen „endlich mol wedder n’beten platt to snacken, dor to harr he in Wiesboden keen Gelegenheit, wiel dat keen een verstunn“. Meist waren das sehr fröhliche Gespräche, bei denen wir Kinder uns gar nicht gern vertreiben ließen.

Wie ärgerlich war es da, dass Vater mich ausgerechnet bei dieser Gelegenheit daran erinnern mußte, dass ich den Hühnerauslauf noch umzugraben hatte. Das war von Zeit zu Zeit nötig, um den fest getrampelten Boden aufzulockern und den Kot der Tiere unterzugraben. Zu dieser Arbeit hatte ich nun aber überhaupt keine Lust. Nach mehrfachen Ermahnungen ging ich wutschnaubend hinaus, holte mir einen Spaten, um mich in das Unvermeidliche zu fügen.

Nun hatten die Hühner die Angewohnheit, die Tür des Auslaufs regelrecht zu belagern, wenn sich jemand näherte. Es hätte ja sein können, dass es Futter gibt. Und so stand ich immer noch wütend vor der Tür, in der einen Hand den Spaten, mit der anderen Hand wollte ich die Tür öffnen. Aber die Viecher wollten unbedingt raus, also mußte ich beide Hände frei haben, um an die dreißig Hühner zu bändigen. Kurz entschlossen nahm ich den Spaten und warf ihn in einem eleganten Bogen über den etwa zwei Meter hohen Zaun. Und schon war es geschehen!

Eines von diesen blöden Hühnern mußte ausgerechnet dort hin rennen, wo der Spaten auf die Erde fiel. Das Huhn wurde regelrecht geköpft. Meine Güte, habe ich mich erschrocken. Ich habe dann versucht, diesen mysteriösen Tod eines Huhnes meinen Eltern so zu erklären, dass da ganz plötzlich ein Stein vom Himmel gefallen sei, aber meine Darstellung war wohl wenig glaubhaft. Die Quittung war eine saftige Ohrfeige, nicht wegen des Huhnes, wohl aber dafür, dass ich versucht hatte, meine Eltern für dumm zu verkaufen. In den nächsten Tagen gab es bei uns Hühnersuppe.

Noch heute ist mir jede Phase dieses Hühnermordes sehr gegenwärtig.

Hans-Peter Bünger

Eine Jacke mit Geschichte

Mein Vater arbeitete während des Krieges an der Hamburgischen Staatsoper als Bühnenarbeiter. Aus dieser Zeit war ein Stück des Bühnenvorhangs in etwas verwaschener roter Farbe in Mutters Stoffreserven gelandet. Dieses Stück Stoff wurde in einem der ersten Nachkriegswinter, die in meiner Erinnerung sehr viel kälter waren als unsere heutigen, nur noch kalendermäßigen Winter, zu einer Jacke verarbeitet.

Mutter war handwerklich auf ihre Weise mindestens genau so geschickt wie Vater. Im Haushalt beherrschte sie die Kunst, aus wenig Zutaten immer etwas Schmackhaftes zu zaubern. Sie konnte das Kochen aber auch zelebrieren. Jede Art von Handarbeit beherrschte sie hervorragend, also auch das Schneidern. Weil es in den ersten Nachkriegsjahren nichts zu kaufen gab, nähte sie aus alten Sachen, die aufgetrennt und gewendet wurden, neue. Und so wurde aus dem roten Vorhang aus der Staatsoper eine Jacke für mich. Warum ich diese Jacke immer noch so in der Erinnerung habe?

Der Stoff entsprach auf der einen Seite einem fein gewebten Sackleinen und auf der Außenseite bestand er aus etwa eineinhalb bis zwei Zentimeter langen stacheligen Haaren. Das Zeug kratzte

überall, am meisten an den Handgelenken und am Hals. Der Hals war trotz eines Schals, den ich immer tragen mußte, ständig wund gescheuert. Aber die Jacke war wunderbar warm!

Hans-Peter Bünger

Das kurze Leben von Paganini

Es war während des Krieges, ich muß wohl vier Jahre alt gewesen sein. Die Zeiten waren sehr unruhig, nicht nur weil Krieg war. Deshalb hatten die Eltern wohl mal über die Anschaffung eines Hundes nachgedacht, aber so richtig konkret war das noch nicht.

Eines Tages kam der Sohn unseres Nachbarn, Gerhard Stender, der als Soldat auf Kreta stationiert war, auf Urlaub nach Hause. Ich kann mich an die Zusammenhänge nicht mehr erinnern, jedenfalls brachte der einen Hund mit, den er unbedingt irgendwo unterbringen mußte. Meine Eltern ließen sich überreden, das Tier zu übernehmen. Der Hund hieß Paganini. Paganini, war ein schöner, schlanker, mittelgroßer Hund mit kurzhaarigem, braunschwarzen Fell und einem unbändigen Temperament. Ich denke, es war ein noch sehr junges Tier.

Paganini brachte seine Lebensfreude dadurch zum Ausdruck, dass er alle Menschen, die in seine Nähe kamen, fröhlich ansprang. Das Problem war nur, dass diese fröhliche Begrüßung auch immer von einem kräftigen Strahl begleitet wurde. Das heißt, jeder der in seine Nähe kam wurde erst einmal angepinkelt.

Die Eltern haben auf alle mögliche Weise versucht, dem Hund diese Unart abzugewöhnen, aber als auch ein hinzu gezogener Tierarzt keinen Rat mehr wußte, gaben sie auf. Das Ende von Paganini war kurz und schmerzlos. Als Gerhard das nächste Mal auf Heimaturlaub war, wurde Paganini erschossen. Kurz darauf ist auch Gerhard unter sehr mysteriösen Umständen gefallen.

Hans-Peter Bünger

Unkraut zupfen

Aufgewachsen bin ich im Hamburger Stadtteil Bramfeld. Wir hatten ein Haus auf einem gepachteten Grundstück von etwa tausend Quadratmetern. Unsere Familie war groß, Eltern und vier Kinder. Geld war immer knapp, und Mutter hat immer sehr viel einteilen und rechnen müssen, damit die Familie ernährt werden konnte und es allen gut ging.

Und uns ging es gut, auch in den schwierigen Kriegs- und Nachkriegszeiten, denn wir haben nie gehungert. Es ging uns so gut, dass vielen Verwandten, Freunden und Bekannten mit Lebensmitteln aus unserem Garten über die schwere Zeit hinweg geholfen werden konnte. Einige kamen darum fast regelmäßig einmal in der Woche, um sich bei uns satt zu essen.

Die Kehrseite dieser Großzügigkeit war unendlich viel Arbeit, die sich unsere Eltern machten. Schon während des Krieges hatten sie außer unserem Hausgarten noch ein Grundstück von ca. acht-hundert Quadratmetern, ein sogenanntes Grabeland, hinzu gepachtet. Einige Jahre später kam noch eine weitere Parzelle von gleicher Größe dazu, die einer unserer Nachbarn aus Altersgründen aufgegeben hatte.

Vater hatte damit etwa zweitausend Quadratmeter Ackerland „unter dem Spaten“. Nach dem Kräfte zehrenden Dienst als Heizer im Schichtdienst bei den Hamburger Gaswerken, war das eine zusätzliche schwere körperliche Arbeit. Schon früh bekamen wir Kinder Aufgaben zugeteilt, um die Eltern ein wenig zu entlasten. Ganz besonders unbeliebt war das Unkraut zupfen. In den endlosen Reihen der Kräuter- und Gemüsesaaten mußten wir, auf den Knien rutschend, alle die Unkräuter auszupfen, die Vater mit seiner Hacke zwischen den Reihen nicht erreichen konnte. Das war die langweiligste Arbeit, die man sich vorstellen kann. Für uns Kinder war das wirklich eine Tortur, obwohl es ab und zu auch ein paar Groschen Taschengeld gab.

Wir knieten auf einem alten Sack in den schmalen Wegen und fummelten unlustig das Unkraut heraus, jede Ablenkung war willkommen. Entsprechend war auch der Fortgang unserer Arbeit. Wenn wir dann nach Stunden endlich eine Reihe sauber hatten, die man eigentlich in einem Bruchteil der

Zeit hätte fertig haben können, war es auch zum Spielen meist zu spät. Der Tag war für uns gelaufen und den Ärger von Vater bekamen wir auch noch zu hören.

Es gab auch Tage, da ging es ratz-fatz. Das Unkraut wurde im Eiltempo herausgerissen und im Nu waren die Reihen sauber - aber leider nicht nur vom Unkraut. Bei solchen Aktionen ging dann meist auch ein großer Teil der Nutzpflanzen verloren, und das gab wieder Ärger.

Ein richtiges Maß für unsere Vorgehensweise haben wir als Kinder nie gefunden. Nur mein jüngerer Bruder Guschi war immer sehr ehrgeizig. Er konnte still vor sich hin arbeiten und sein Pensum schaffen. Leider haben die Eltern ihm seinen Erfolg oft dadurch verleidet, dass sie ihm sagten: „Du schaffst doch noch eine Reihe oder ein Beet, bevor Du zum Spielen gehst“. Für die Eltern war das sicherlich eine Arbeitserleichterung, seine kindliche Seele hat das aber sicher als eine unfaire Bestrafung empfunden.

Hans-Peter Bünger

Lotte

Lotte war ein Schaf. Anfang der fünfziger Jahre gehörte Lotte zu unserer Menagerie von Tieren aller Art, die für die Ernährung unserer Familie wichtig waren. Lotte wurde von Frühjahr bis Herbst zum Weiden außerhalb unseres Gartens, entweder an dem Graben, der vor unserem Grundstück lag, oder bei unserem Grabeland, angepflockt. Das heißt, am Weideplatz wurde eine Eisenstange in die Erde geschlagen, die am oberen Ende einen Ring mit einer Öse hatte. Der Ring konnte sich um die Eisenstange herum bewegen. Lotte trug ein Halsband, ebenfalls mit einer Öse. Mit einer etwa fünf Meter langen Kette, die an beiden Enden einen Karabinerhaken hatte, wurde das Tier am Pflock befestigt und konnte so in einem Radius von fünf Metern um den Pflock herum grasen.

Meist blieb Lotte bis zum Abend an diesem Platz. Aufpassen musste niemand. Es gehörte zu meinen Aufgaben, Lotte abends in den Stall zu bringen. Lotte wußte genau, wo ihr Stall war, weil es dort immer saftige Kartoffeln, Möhren oder Körner gab. Man konnte sie losmachen und sie rannte ganz alleine, die Kette hinter sich her ziehend, nach Hause. Meist machte ich das auch so. Nur ab und zu wollte ich wissen, wer von uns stärker war. Dann hielt ich die Kette fest, und Lotte mußte brav neben mir herlaufen. Dann kam der Tag an dem es passierte!

Wieder hatte ich die Kette fest um meine Hand gewickelt, und wir gingen los. Plötzlich fiel Lotte wohl ein, dass im Stall wieder etwas auf sie wartete. Mit einem kräftigen Satz wollte sie losrennen. Ich fiel hin und ab ging die Post. Lotte rannte mit kräftigen Sprüngen Richtung Stall. Mein Problem war, dass ich mir die Kette um das Handgelenk gewickelt hatte, ich konnte mich nicht befreien und Lotte zog mich im Eiltempo über einen mit Schlacke befestigten Weg nach Hause. Irgendwann gelang es mir dann doch, mich von der Kette zu lösen, aber der Weg hatte bereits seine Spuren an mir hinterlassen. Wie üblich, hatte ich im Sommer immer kurze Hosen an. Knie und Oberschenkel waren also schutzlos der Tortur durch die scharfkantige Schlacke ausgesetzt gewesen. Blutig und mit tiefen schwarzen Abschürfungen kam ich zu Hause an. Das war mein letztes Kräftemessen mit Lotte.

Hans-Peter Bünger

Abschied und Flucht

Wir wohnten in Kummersdorf (Schießplatz), südlich von Berlin. Unser Vater war Berufssoldat und auf dem Versuchsgelände für militärisches Gerät in der Kommandantur im Dienst. Auf dem großen Gelände befanden sich auch die Soldatenwohnungen.

Nachdem mein Vater am 12. September 1942 in Rußland (bei Worronesch am Don) gefallen war, zog meine Mutter mit meiner Schwester Hannelore und mir zu ihren Eltern nach Belgard in Pommern. Unsere Großmutter hatte ein Geschäft für Gemüse, Obst und Geflügel im vorderen Bereich ihres Hauses, im hinteren Teil befanden sich die Wohnräume. Wir waren nur noch gelegentlich in Kummersdorf, um nach dem Rechten zu sehen. Die Wohnung wurde 1945 beschlagnahmt, als die Russen das Versuchsgelände in Besitz nahmen.

Am 5. März 1945 wurde Belgard von Russen und Polen erobert. Im Haus der Großeltern quartierte sich im Ladenbereich eine polnische Familie und im Schlafzimmer ein einzelner Pole ein. In der darauf folgenden Zeit kam es nachts öfter zu Überfällen und Plünderungen. Erst als der alleinstehende Pole einen Zettel anbrachte, daß in diesem Haus nur Polen wohnten, unterblieben die nächtlichen Besuche. Dafür waren wir ihm sehr dankbar. Auch von Vergewaltigungen durch Russen blieb unsere Mutter verschont. Sie war in Trauer und sah sehr blaß aus. Das mochten die Besatzer nicht. Dafür mußte sie nachts Möbel aus Häusern und Wohnungen zusammen mit anderen Frauen holen und in Güterwagen verladen helfen.

Im Oktober 1945 starb unsere Großmutter an Krebs. Wir hatten alle Typhus und ich sogar Läuse. Es war eine Zeit voller Ungewissheit und Angst. Zum Glück besaßen wir etwas Vermögen, so daß unsere Mutter über Nachbarn Geld für einen Flüchtlingstransport nach Westen zahlen konnte, der von Polen organisiert war. Der alleinstehende Pole wurde über unsere geplante Flucht eingeweiht. Am Abend vor dem Abtransport brachten wir Steppdecken und andere Sachen in eine Scheune, die als Treffpunkt diente. Beim letzten Gang zur Scheune schnappte uns eine russische Streife und nahm uns mit zur Kommandantur. Wir waren durch unsere leuchtend weißen Angora-Mützen, Pelzkragen und Muffs aufgefallen, die meine Schwester und ich trugen. Was wir bei uns hatten, wurde uns weggenommen und unser Großvater wurde verprügelt. Dann durften wir nach Hause gehen. Der Transport erfolgte ohne uns. Aber das war Glück im Unglück; denn unterwegs wurde er überfallen und alle Personen, die auf dem Lkw waren, wurden wieder nach Hause gejagt.

Unsere Mutter unternahm mit uns noch einen Fluchtversuch. Wir hatten dreifach Kleidung an. Mutter hatte uns aus Handtüchern kleine Rucksäcke genäht und darin hatten wir u.a. auch jeder unsere Fotos aus den Fotoalben sowie auch ein Brot und eine Flasche mit Milch. Die Flucht klappte, und auf einem Lkw wurden wir im Morgengrauen des 14. April 1946 bis Stettin in ein Lager gebracht. Ich weiß nicht mehr alles genau, nur daß es schrecklich war mit all den Menschen zusammen. Außerdem war mir das Tragen meines Rucksacks lästig. Den Ernst der Lage konnte ich (zum Glück) noch nicht erfassen; denn ich war im März gerade 6 Jahre alt geworden.

Im Lager gab es auch eine riesengroße Latrine. Am Rande der Grube war eine lange Bank mit Rückenlehne. Einmal setzte sich eine alte Frau auf die Rückenlehne, fiel in die Jauche und mußte herausgezogen werden. Daran kann ich mich noch ganz deutlich erinnern.

Am Ostersonntag wurden wir in einem Zug, dessen Holzbänke herausgerissen waren, in Richtung Westen transportiert. Wir legten die Habseligkeiten, die wir noch besaßen, in die Eisenumrandung, so daß wir wenigstens sitzen konnten. In Neubrandenburg wohnte die Schwägerin meiner Mutter. Wir wollten dort zunächst aussteigen, aber taten es dann doch nicht, was uns dann am Ende auf die „Sonnenseite“ Deutschlands brachte.

Wenn der Zug unterwegs hielt, verließen oft Mütter den Zug, um für ihre Kinder etwas zu trinken zu holen. Einmal fuhr der Zug ab und es waren nicht alle Mütter wieder zurück. Auch das ist mir noch sehr deutlich in Erinnerung. Unsere Mutter ließ uns keine Minute aus den Augen. Außerdem war ja noch ihr Vater bei uns, der immer nur wieder nach Hause wollte und unserer Mutter am meisten Sorgen bereitete.

Rosemarie Busse geb. Fiedler

Endstation Reinbek

Eigentlich sollte unser Ziel Lübeck sein, aber das Lager war voll und so kamen wir nach Bad Segeberg in ein Lager, wurden untersucht, desinfiziert und in Nissenhütten auf Pritschen untergebracht. Unser Großvater war unterwegs krank geworden und mußte im dortigen Lazarett bleiben. Wir aber wurden am 24. April 1946 in einen Güterzug verfrachtet und in Reinbek rausgesetzt. Dort wartete ein Lkw und brachte uns in das Forsthaus Schreck, das als Lager diente. Der ganze Saal lag voller Menschen, alle dicht an dicht. Neben meiner Mutter lag ein Mann mit einem amputierten Bein. Er verrichtete seine Notdurft in eine Blechdose, worüber sich meine Mutter sehr aufregte. Auch das weiß ich noch genau.

Nach ca. einer Woche wurden wir abgeholt und in die Bahnsenallee in ein Haus direkt am Wald gebracht. Dort kamen wir bei einer Familie Mett unter. Sie waren sehr nett und gaben uns sogar ein Federbett. Ein Bett stand in einer Nische des kleinen schrägen Zimmers. Darin schliefen wir zu Dritt. Familie Mett hatte außerdem Gartenmöbel in das Zimmer gestellt. Zum Essen gingen wir in die Baracke auf dem Gelände am Landhausplatz (Sachsenwald-Theater und -arkaden). An Graupensuppe aus Brennesseln kann ich mich gut erinnern. Sie schmeckte übrigens sehr gut!

Ende April kam unser Großvater dann auch dazu. Als wir vom Essen kamen, saß er bei Familie Mett auf der Treppe. Die Freude war groß. Im Lager hatte man ihm allerdings seinen Rucksack, den er als Kopfkissen benutzt hatte, gestohlen, als er im Fieber lag.

Leider konnten wir bei Mett's nicht bleiben. Herr Mett war von den Nazis verfolgt worden, so daß sie keine Flüchtlinge aufnehmen mußten. Wir kamen in die Bahnsenallee 18, und zwar auf den Boden, auf dem sich die Mädchenzimmer befanden. Die Villa war vollgestopft vom Keller bis zum Boden mit Flüchtlingen, insgesamt 30 Personen! Der große Bodenraum war vollgestellt mit (schönen würde man heute sagen) alten Möbeln, aber das Zimmer, das man uns zuwies, war leer. Meine Mutter sagte, sie könne das Zimmer ganz ohne Möbel nicht nehmen. Wo sollten wir denn auch sitzen? Wir hatten ja alles verloren! Etwas widerwillig gestand man uns dann einen Sessel und einen Tisch zu. Während der Mahlzeiten saßen meine Schwester und ich auf der Fensterbank, Großvater im Sessel und Mutter stand. Nach einiger Zeit, als man uns wohl als anständig akzeptierte, bekamen wir ein Sofa (es wurde abends zur Wand umgerückt, damit Hannelore und ich nicht herausfallen konnten) und eine Waschkommode. Wir waren überglücklich. Auf Bezugschein kaufte Mutter zwei Holzocker, die wir heute noch besitzen. In der Nische wurde Stroh ausgestreut, ein Brett vorge nagelt und so konnten wir dann sehr komfortabel schlafen. Ein Federkissen hatte auch die Flucht überstanden. Der Bruder meiner Mutter besorgte später ein Etagenbett aus Eisen und zimmerte ein Eckbrett mit Haken, so daß wir einen Schrankersatz hatten. Dann kam eine Kochhexe dazu, und unser Glück war vollkommen.

Wir wurden im April 1946 noch eingeschult. Meine Schwester Hannelore mußte die erste Klasse noch einmal beginnen; denn sie war in Belgard bis zur Besetzung durch die Russen und Polen nur ein Vierteljahr zur Schule gegangen. Unsere 1. Klasse hatte 72 Schüler sehr unterschiedlichen Alters. Alles war damals chaotisch, aber wir lebten und hatten die Flucht gut überstanden.

1956 bekamen wir auf dem großen Ruhm für uns Vier eine 3-Zimmer-Wohnung mit Ofenheizung und Badezimmer. Ich habe am ersten Tag über eine Stunde in der Badewanne gelegen. Ein Hochgenuß!

Seit 1946 sind wir nun in Reinbek, haben seit 1976 ein eigenes Haus und leben gern hier. Aber das, was unsere Eltern und Großeltern durchmachen mußten, wünsche in keinem Menschen. Hoffentlich bleibt uns der Frieden erhalten.

Rosemarie Busse geb. Fiedler (geb. 1940)

Kindheit nach 1945

Einen Kopfkissenbezug mit Keksen in der einen Hand und den zwei Jahre jüngeren Bruder an der anderen - so begann 1945 für mich die Flucht aus Mecklenburg. Meine Puppe musste zurückbleiben. Nach vier Zwischenstationen landeten wir schließlich in Krümmel bei Geesthacht.

Die Tage waren mit Sammeln ausgefüllt:

Holz für die Kochhexe - Kohlen am Bahngleis und Elbufer - Aluminium, damit es Mutter gegen einen Kochtopf tauschen konnte - Zigarettenkippen für Vater - Knöpfe, weil Mutter aus alten Sachen, Decken und Tischwäsche für uns Kleidung nähte - Beeren, junge Löwenzahn- und Brennnesselblätter, liegengebliebenes Getreide auf den Stoppelfeldern und Bucheckern für Kuchen. Bald konnte ich alle essbaren Pilze von den nicht essbaren unterscheiden. Mir machte das Suchen Spaß. Dass es den Hunger zu bekämpfen galt, war mir dabei nicht so bewusst. Wohl aber erinnere ich, dass mein kleiner Bruder abends im Bett „Hunger! Hunger!“ schrie, oder dass Mutter mit uns Kindern an der Hand in Tespe von Haus zu Haus lief, um ein paar Erdbeeren oder anderes Essbare zu kaufen. Sie bekam nichts und ging weinend mit uns wieder zur Fähre.

Ostern 1947 wurde ich in Krümmel eingeschult. Vaters alte Klaviernotentasche diente als Ränzel. Aus dem Büro der Dynamitfabrik bekam ich einen roten Bleistiftstummel und eine einseitig beschriebene Rechenpapierrolle - das war meine Ausrüstung für den Schulstart. Später bekam ich eine Tafel aus schwarz gefärbter Pappe, die nicht nass gewischt werden durfte. Mutter schnitt die weißen Zeitungsränder als Schreibpapier für mich ab.

Das Wichtigste in meinem 1.Schuljahr war die Schulspeisung. Ich musste sie auch abholen, als ich wegen eines fiebrigen Infekts eigentlich im Bett bleiben sollte. Auch Care-Pakete gab es in der Schule: Kekse, Knallbonbons und für mich einen Radiergummi. Zu meinem 8. Geburtstag bekam ich 1 Ei - für mich ganz allein.

Anna-Katharina Lindner, geb. 1940

Herbert Rathmann: Jugendjahre in Reinbek

Kinderspiele

Wenn ich das Senkblei der Erinnerungen in die frühesten Tage meines Kindseins hinabschicke, dann sehe ich mich mit knappen vier Lebensjahren die Straße vom Elternhaus zum Bahnhof her-auftrip-peln. Auf halber Höhe gegenüber der Post stand eine Laterne. Sie war keineswegs elektrisch beleuchtet, wir schreiben das Jahr 1906. Reinbeks Straßen wurden damals durch Petroleumlampen beleuchtet, welche auf etwa drei Meter hohen Holzpfählen standen. Eine elektrische Straßenbeleuchtung erhielten die Bürger Reinbeks erst im Jahre 1911.

Diese Lampe wurde jeden Abend bei Eintritt der Dämmerung von einem Mann, der mit einer Leiter vom Bahnhof herunterkam, angezündet. Auf dieses Ereignis freute ich mich schon Stunden vorher und konnte die Dämmerung kaum erwarten. Das Anstellen der Leiter an den Laternenpfahl, dann das Aufleuchten der Laterne, das war die Krönung des Tages für mich.

Dieses erste eindrucksvolle Erlebnis beflügelte meine Phantasie. Im Holzschuppen auf dem Hofplatz des Hauses lagen viele leere Kisten. An den damaligen Bananenkästen befanden sich an beiden Längsseiten Lattenverschläge mit mehreren Sprossen, ähnlich einer kleinen Leiter. Unser Kut-scher schlug mit dem Beil eine Seite des Verschlages für mich ab, und ich spazierte mit meiner Leiter auf die Straße. Wie der Mann am Abend seine Leiter an die Laterne, so lehnte ich die meine an Hauswände oder Bäume und spielte Anzündern. Vorbeikommenden Nachbarn erklärte ich stolz, daß ich später Laternenanzünder werden wollte.

Einmal im Jahr fuhr Onkel Ernst mit uns Rathmannskindern und seinen zwei Jungs in den Zirkus Busch nach Hamburg. Das Zirkusunternehmen Busch hatte sein festes Haus am Millerntor auf St. Pauli.

In der Arena, mit erhöhter Bühne dahinter und gewaltiger Zirkuskuppel, wurde nach den Tiernummern und lustigen Clownseinlagen eine Schauvorstellung veranstaltet. Das gesamte Personal und viele Tiere wurden dafür hinzugezogen. Größtes, unvergeßliches Erlebnis war die Schlacht im Teutoburger Wald. Varus mit seinen Legionen wurde von den Germanen überfallen, und alle wurden bis auf den letzten Römer vernichtet. Im verdunkelten Zirkus lagerten unten in der Arena die Römer in blanken Rüstungen und mit vielen Pferden. Oben auf der ansteigenden Bühne erkannte man die Germanen, in Tierfelle gekleidet, mit Büffelhörnern und Keulen bewaffnet. Blitze erleuchteten die Szene. Künstlich erzeugter Donner schuf eine beklemmende Atmosphäre. Plötzlich rollten von der Bühne oben mächtige Felsbrocken in die Arena, in das Lager der Römer. Aus der Kuppel rauschte ein Wolkenbruch herab, und das Wasser überspülte die Arena mit Raß und Mann. Dann liefen die Germanen heran und vollendeten ihr kriegerisches Vernichtungswerk. Als Apotheose senkte sich ein freischwebendes Podest aus der Zirkuskuppel herunter, darauf von hellem Licht angestrahlt die Gestalten von Hermann dem Cherusker, Karl dem Großen und Bismarck. Drei Gestalten deutscher Geschichte in bengalischem Licht und gedrängter Zusammenfassung.

Dieses Erlebnis, wie manche andere, beflügelte unsere Phantasie und beeinflusste unsere Kinderspiele. Unser Hofplatz war ein rechter Anziehungspunkt für die Nachbarkinder wie auch für Jungens und Mädchen der im oberen Dorfteil wohnenden Familien. Unser Haus stellte allein fünf Knirpse. Die zur Verfügung stehende Spielgemeinde vermehrte sich zusehends. Ein ermahrender Einspruch seitens unserer Eltern wurde nötig wegen des Lärms und der Ausweitung unserer Veranstaltungen.

Ein Glanzpunkt unserer „Wiedergaben“ war die geschilderte Zirkusschau, die Schlacht im Teutoburger Wald. Aus Kisten wurde eine Zirkusarena gebaut. Pferde wurden dargestellt von zwei Jungen. Zeltplanen verdeckten ihre Gestalten. Der vordere Junge ging aufrecht und war der Pferdekopf, der hintere Junge bildete gebückt den Pferdeleib. So trabten sie durch die Manege und tänzelten auf dem Rand der Arena. Die Clowns durften nicht fehlen. Wir ahmten sie nach mit ihren von uns bejubelten Späßen, mit angemalten Gesichtern und in lustige Verkleidungen gehüllt. Hier half Tante Ida. Tante Ida Schwerdtfeger unterhielt in unserem Haus einen Damenhutsalon. Durch ein Glasschild über ihrem Schaufenster mit der für damals kühnen Beschriftung „Modes Ida Schwerdtfeger“ wurde zur Besichtigung neuester und eleganter Hutmodelle eingeladen. Aus ihrer Putzstube, in der fleißige Näherinnen Prachtstücke für die Reinbeker Damenwelt anfertigten, „bezogen“ wir viele Requisiten und geeignetes Material für unsere Kostümierungen.

Für die Römerschlacht wurden unsere Handwagen mit den verkleideten Phantasiepferden bespannt und zu Planwagen oder römischen Kampfwagen umgestaltet. Kinder mit Kaninchenfellen stellten die Germanen dar. Für die Römer bastelten wir Helme und Brustpanzer aus Bleheimern. So zogen wir mit Geschrei aufeinander los. Nur den prunkvollen Abschluß ließen wir aus, nicht wegen des etwas schwülstigen Aufwandes, sondern wohl wegen der technischen Schwierigkeiten.

Unsere Kinderspiele fanden abseits von der Straße statt. An unseren Hofplatz hinterm Hause schloß sich ein weiter Garten an. Jeder von uns Brüdern und auch die beiden Vettern erhielten ein kleines Stück Land, welches jeder für sich nach eigenen Vorstellungen bearbeiten durfte. Wir wetteiferten mit der Aussaat von Blumen und Kräutern, pflanzten Stecklinge von Salat und Gemüse, und sorgten für sie mit ernsthaftem Eifer. Unser Vater und Onkel Ernst waren die Schiedsrichter bei der Bewertung der Ernte. Das Beste kam in Mutters Küche oder wurde sogar zum Vertrieb im Laden angekauft. Die sogenannte 2. Qualität fand als Futter für unsere Hoftiere Verwendung. Schneeweiße Angorakaninchen mit roten Augen und graue Riesen-Belgier züchteten wir in selbstgebauten Ställen aus Kistenholz. Den Maschendraht, Nägel, Dachpappe und kleine Schlösser dafür kauften wir vom Erlös des verkauften Gemüses bei dem Eisenkrämer Ellermann. Am Eingang zum Garten befand sich ein Stallgebäude mit Pferdebox und Schweinebucht. Eine Treppe führte zum Taubenboden. Blaue Brieftauben hatten dort einen Verschlag, ebenso die von uns besonders geliebten Möwentäubchen, weiß und mit breitgefächertem Schwanz. Für uns gab es Arbeit genug mit Füttern und Tränken der Tiere, dem Ausmisten der Kaninchenställe und dem Reinigen des Taubenbodens!

Müde von Gartenarbeit und Tierpflege, freuten wir uns auf das Baden. Wir brauchten nicht in eine Badeanstalt zu gehen, wir konnten direkt von unserem Grundstück aus in der Bille baden. Weit zog sich die Bille an unserem Garten entlang. Das Wasser war damals noch vollkommen klar und sauber. Ein eigenes „Arbeitskommando“ vertiefte das Flußbett für die Älteren unter uns, die schon schwimmen konnten. Sogar ein Sprungbrett legten wir an. Auf zwei leeren Petroleumkannen aus Blech, die mit einem Band verbunden wurden und uns über Wasser hielten, brachten wir uns selbst das Schwimmen bei. So sah unser Kinderparadies aus!

Der Sonntagnachmittag

Fester Bestandteil unserer Sonntagnachmittage war die Kinderlehre. Nach dem Mittagessen mußten wir uns fein anziehen, alle Jungen trugen den Kieler Matrosenanzug. Die Stiefel wurden blank geputzt, das Haar brauchte nicht gekämmt zu werden, es war vom Barbier Herrn Bethause mit der Maschine kurz geschoren, einen knappen Zentimeter lang. Wir Jungens hatten das Haar eben so zu tragen, Widerspruch wäre nutzlos gewesen. Mädchen hatten größere Sorgen mit der Sonntagskleidung. Was mußten die alles anziehen! Und dann das Getütel mit den langen Zöpfen und Haaschleifen!

Gern hätten wir nach dem langen Stillsitzen mit den Dorfkindern getobt und kleine Fehden ausgetragen. Daran hinderte uns aber die Sonntagskleidung. Ein Kino gab es damals noch nicht. Also gingen wir brav nach Hause zum Kaffeetrinken mit den Eltern und zum anschließenden Spaziergang.

Diese Spaziergänge im Sonntagsanzug und mit der üblichen Matrosenmütze, im bedächtigen Schritt im Gefolge der Eltern, waren bei uns Kindern nicht sehr beliebt. Öfter gab es längeren Aufenthalt bei Begegnungen mit bekannten Familien. Man begrüßte sich, verweilte, wir Jungens aber standen ungeduldig herum und warteten auf ein Weitergehen.

Eine Ausnahme bildete der Spaziergang zum Ausflugslokal „Jägersbronnen“ an der Bille zwischen Wentorf und dem Bergedorfer Gehölz. Damit war ein besonderes Vergnügen für uns verbunden. Wir fuhren auf der Bille mit einer elektrisch betriebenen Bootsfähre dorthin. Diese Fähre war eine große Neuheit und Sensation für die Zeit um das Jahr 1910. Elektrisches Licht und Kraftstrom konnten sich zu dieser Zeit nur reiche Villenbesitzer in Reinbek und Wentorf leisten. Da es noch keine allgemeinen Versorgungsleitungen gab, wurde der Strom in die Häuser der Wohlhabenden vermittels eigener Anlagen geliefert. Diese Leitungen wurden vorn privatwirtschaftlichen Elektrizitätswerk des Herrn Sperling unterhalten. In allen Bürgerhäusern, in Geschäften und auf den Straßen brannten immer noch bei Dunkelheit die vertrauten Petroleumlampen. Der Elektriker des Dorfes Reinbek, Herr Pichinot, hatte als Novität die Anlage der Fähre installiert. Durch ein entlang der Bille errichteten Oberleitung wurde der Motor im Fährboot elektrisch angetrieben und in Fahrt gesetzt. Der Einstieg für die Fähre lag unter der Eisenbahnbrücke am Krähenwald, bekannt unter dem Namen „Hexentreppe“. Von diesem Punkt aus ging die Fahrt einige hundert Meter die Bille abwärts zu dem beliebten Gartenlokal „Jägersbronnen“.

Im Musikpavillon des weiten Gartens spielte eine Kapelle. Man saß plaudernd unter den Bäumen entlang der Bille. Wir Kinder schlurften genüßlich eine rote oder grüne Brause. Einen besonderen Spaß bereiteten uns die für die damalige Zeit höchst modernen Automaten mit allerlei Süßigkeiten.. Dazu hatten die Automaten noch die Gestalt einer Henne! Sobald der von den Eltern spendierte Groschen verschwunden war, ertönte ein Gackern. Heraus fiel ein Blechei, gefüllt mit Bonbons oder Schokolade.

Mathilde Weise-Minck: Kindertage in Reinbek

Mathilde Weise-Minck war die Tochter des Ehepaares Specht, das 1874 Schloß Reinbek erwarb. Mathilde lebte mit 6 Geschwistern, der Mutter und den Großeltern im Schloß. In ihrem Büchlein „Kindertage in Reinbek“ erinnert sie sich an diese Zeit.

Wir Kleineren gingen die ersten drei Schuljahre ins Dorf, in eine ganz kleine Privatschule, weil wir nicht so früh mit dem Zug nach Bergedorf oder gar nach Hamburg fahren sollten. Mich interessierte dabei immer der Bäckerladen unten im Haus der Schule. Der ewig weiß bestäubte, dicke Meister Bisse, der den Großeltern viel Brot und Kuchen lieferte, begrüßte uns Kinder vom Schloß jeden Morgen. Mir schenkte er fast täglich eine dicke „Maulschelle“ mit Zuckerguß oder ein Hörnchen im Blätterteig.

Zu unserer Freude, gab es jeden Monat einmal in der Schule Bonbonstunde; da wurden Karten mit Tieren, Blumen und Städtenamen vor uns hingelegt und von der Lehrerin aufgerufen. Wer die Bilder richtig besetzen konnte, bekam einen Bonbon, so rechte Zuckerlutschbonbon, Fische oder Stachelbeeren – herrlich! Überhaupt spielte Anschauung eine große Rolle in den Stunden. Ich besinne mich noch auf die bunten Steindrucke mit einer Handwerkerstube, einer Mühle mit Esel und dem Mahlstein drauf. Besondere schön fand ich die Bauernstube, in der alles passierte: da wurde gedroschen und gesponnen, gekocht und genäht, Bohnen wurden gepahlt und Kinder gewaschen, und mitten im Zimmer stand der Tisch, auf den gerade eine Frau eine Schüssel mit Klößen stellte.

Wenn wir ins Kinderhaus gezogen waren, begann im Garten das große Schönmachen für Pfingsten. Die Wege um das Schloß wurden mit gelbem Kies beworfen, und wenn die alte Walze so ein bißchen rostig quietschte, um alles schön glatt zu machen, dann wurde es Sommer! Unsere Gartengeräte, die Schaukel und die Turnsachen, kamen zwischen die Bäume auf den Spielplatz, das Krocket wurde geholt. Unsere Kinderbeete mußten sommerlich bepflanzt werden, und auf dem Hof piepste und quiekte es von lauter Jungvieh. Martha fuhr Küken im Puppenwagen sachte spazieren. Ich nicht, ich konnte nie so recht mit Puppen spielen und mochte ihnen auch keine Schärpen und Haarbänder festmachen; meine mußten immer Schürzen tragen und wurden darum von Marthas vielen Puppenkindern nicht recht für voll angesehen. Elsa mußte mein Puppenkinder-fräulein sein, weil sie so ungeheuer geschickt war mit Anziehen und Hütemachen. Ich las dann lieber und war „Madam“. Minna mußte Marthas Kinder anpeltzen, mochte es aber auch nicht so gern.

Haus war ein altes Schloß aus dem 15. Jahrhundert, so stand es oben auf der Glocke im Turm. Manchmal durften wir zu ihr mit dem alten Küster hinaufsteigen, über eine alte Wendeltreppe. Die Stufen hatten ausgeschnittene Löcher, durch die die großen Feldsteine, die Gewichte der Uhr rauf- und runterächzten und knarrten. Wenn dann gerade die Glocke anschlug, hallte es unheimlich in der Kuppel. Onkel Hugo, Mamas Bruder, erzählte uns, daß in den Nischen der anderen Wendeltreppe, die bei der Kapelle lag, Nonnen eingemauert seien, die sich einst verbotenerweise mit Mönchen aus dem Kloster im Bergedorfer Schloß getroffen hatten. Ein unterirdischer Gang verband die Klöster unter der Bille und dem Heidberg. Als unser Vater den Besitz nach dem Siebziger Krieg gekauft hatte, ließ er den Gang von unserer Seite aus einige Meter zumauern.

Der Mühlenteich war ganz zugefroren. Großvater aber erlaubte Schlittschuhlaufen nur, wenn er zwei Kinder mit einem langen Tau um den Bauch an der Strippe hatte und zwei der alte Friedrich. Nur die Jungens durften allein laufen und auch Anna, die schon mit großen Jungens fuhr. Wir lernten es daher nie so recht, aber es war wohl besser so, denn die Bille floß durch den großen Teich. Sie hatte unsichere Stellen, die jedes Jahr Menschenopfer kosteten. Unser Bruder Ernst ist auch einmal eingebrochen und wurde gerade noch von Molly, unserer Bernhardiner Hündin, gerettet. Später bekam sie im Gemüsegarten unter einem alten Pflaumenbaum ihr Grab.

Wenn Rauhreif war, konnte ich nie ins Haus finden. Dann war der große Garten wie ein Feenland, und man konnte sich die schönsten Dinge ausdenken. Täglich fütterte ich die Vögel, die in Scharen kamen; viele waren ganz zahm.

„Rüschen“ nannten wir es, wenn wir mit unseren kleinen Schlitten von der Schule, die oben auf dem Berg lag, bis fast zum Bahnhof rodelten, wohl zehnmal hintereinander. Die Dorfjungen standen mit Holzschuhen auf ihren Ränzeln und piekten, einen Holzstock zum Abstoßen zwischen den Beinen, den Berg runter. Einmal durften wir mit dem großen Schlitten und Schellengeläut in den Wald fahren und dem Wild bei der Fütterung zusehen. Wenn es dann gerade so lautlos schneite, ach, wie schön war das!

Quellennachweis:

- Theodor Wilhelm: Pädagogik der Gegenwart, Kröner-Verlag
 Rudolf Pörtners: Mein Elternhaus von 1986
 Hardach & Pinke: Deutsche Kindheiten 1700-1900, Athenäum 1978
 Ch.-P. Gross: verliebt-verlobt-verheiratet, Verlag Arenhövel, 1986
 Maria Montessori: Kinder sind anders, Ullstein Taschenbuch
 Rudolf Dreiters: Grundbegriffe der IP, Klett Cotta 1981
 Friedrich Fröbel: Die Menschenerziehung, Verlag F. Kamp Bochum 1973
 Historische Pädagogik Bd 57
 Janusz Korczak: Wie man ein Kind lieben soll, Verlag Vandenhoech und Ruprecht 1979
 dto. Das Recht des Kindes auf Achtung, Verlag Vandenhoech und Ruprecht 1998
 Hardach/Hardach Hrsg.: Deutsche Kindheiten, Athenäum 1985
 Th. Ariès: Geschichte der Kindheit, München 1975
 Klaus Groth: För de Gören, Verlag der Ges. der Freunde des vaterländischen
 Schul- und Erziehungswesen zu Hamburg, 1950
 Ludwig Richter: Die gute Einkehr, Verlag Karl Robert Langewiesche, 1972
 Josef Wenz: Die goldene Brücke, Volkslieder, Bärenreiter-Verlag, 1949
 Heinrich Pleticha: Schöne alte Kinderreime, Stürtz-Verlag – Kleine Bibliothek
 Almut Gangler (Hrsg.): Kinderlieder Kinderreime, Edition Deutsche Hausbücher
 Ausstellungskatalog “Max Liebermann”, Berlin 1976
 Mathilde Weise Mink: Kindertage in Reinbek
 Herbert Rathmann: Jugendjahre in Reinbek, Sachsenwald-Druckerei 1978
 Ernst-Lothar von Knorr: Kinderlieder, Ph. Reclam jun., Stuttgart 1959

Zusammenstellung und Gestaltung des Begleitheftes: Gisela Manzel

Museumsverein Reinbek e.V.

Vorsitzende: Gisela Manzel